P. o. germ.
1554
ty

P. o. germ.
1554 ty

Walesrode

P.O. germ. 1691/12

1842.

P.O. germ.

Glossen und Randzeichnungen

zu

Texten aus unserer Zeit.

P.O. germ. 1691/12

Vier öffentliche Vorlesungen

gehalten

zu Königsberg

von

Ludwig Walesrode.

Königsberg, bei H. L. Voigt.

☞ Aufgeschnittene oder beschmutzte Exemplare werden nicht zurückgenom

Glossen und Randzeichnungen

zu

Texten aus unsrer Zeit.

Vier öffentliche Vorlesungen

gehalten

zu Königsberg

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

von

Ludwig Walesrode.

Königsberg.
Bei H. L. Voigt.

1842.

Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seinem Freunde

Reinhold Jachmann

zugeeignet

von

Ludwig Walesrode.

Vorwort für den edeln Unbekannten,

der es lesen sollte.

Kein deutscher Autor, der es nicht einem französischen nachthun will, schickt eine Brochüre oder ein Buch in die Welt ohne Vorrede. —

Wohl weiß er, daß der Leser lieber gleich durch beide geöffnete Flügelthüren in den literarischen Salon tritt, anstatt sich lange beim Verfasser, der den Wirth und Portier seines Buches zugleich macht, im Vorzimmer aufzuhalten. Allein die deutsche Autorsitte hat nun einmal ihr heiliges unverbrüchliches Rituale. —

Eine Vorrede ist genau genommen weiter Nichts als ein schüchternes, typographisches Räuspern des Schriftstellers, der den Muth gehabt hat, ein Buch zu schreiben, wie unsre Kanzel-, Kammer- und Festredner sich auch erst räuspern, bevor sie mit ihren Sermonen beginnen. Und gewiß liegt in diesen unartikulirten Lauten der Schüchternheit etwas Rührendes, Deutsches, das mehr zum Herzen des Publikums sprechen müßte, als die ausgearbeitetste, rhetorische *captatio benevolentiae*; selbst ein Censor könnte sich davon rühren lassen, geschweige denn ein Kritiker. —

Darum lesen Recensenten, die ihr weiches Gemüth kennen, gewöhnlich nicht die Vorrede, häufig auch nicht das Buch selbst, das sie beurtheilen sollen, um sich desto unparteiischer zu erhalten. —

Darum sollte man auch — wenn man nur statt der Vermuthung die Gewißheit hätte, daß Censoren die Vorrede eines Buches dem sie das *Impri-*

matur zu ertheilen haben, ebenfalls ihrer weichen Stimmung wegen überschlagen — die verdächtigsten, contrebanden Gedanken in derselben durchschmuggeln; denn in dem Pascherkriege gegen die literarischen Grenzkosacken muß kein Mittel unversucht bleiben.

Allein, was würde es nützen? — Das Publikum, das nun einmal keine Vorreden liest, läßt die schönste Contrebande unbeachtet liegen, und der Schriftsteller kann ihm nicht einmal einen bedeutungsvollen Wink geben.

Freilich, der edle Unbekannte, der einzige Leser der Vorrede, auf den jeder Schriftsteller bei Abfassung derselben doch heimlich noch rechnet, könnte das Geheimniß vorsichtig, *sub rosa*, dem ganzen deutschen Publikum mittheilen, aber dieser edle Unbekannte ist doch am Ende vielleicht kein Andrer als der Censor selbst, der mit gemüthlicher Schadenfreude die unschädlichen demagogischen Umtriebe des Vorworts passiren läßt und so wird der Autor der den

Censor mystificiren wollte, gerade von diesem mystificirt. —

Indeß hab' ich wahrlich nicht Ursache mit meinem Censor unzufrieden zu seyn, wenn ich's nicht mit Censoren überhaupt wäre.

In Königsberg ist das freie Wort schon Scheidemünze des geistigen Verkehrs geworden, und kein Censor ist dort im Stande diese außer Cours zu setzen — noch möchte er's. —

Wir haben in Königsberg Censoren, die das gehässigste aller Aemter mit schmerzlicher Aufopferung übernommen haben, um es nicht in die Hände solcher übergehen zu lassen, die es mit Freuden übernehmen möchten.

Königsberg ist, dem Osten gegenüber, nicht bloß eine statistisch-geographische, sondern auch eine geistige Grenzstadt. Die Idee hat hier schon lange, bevor noch von einer Fortifikation am Pregel die

Rede gewesen, ihre Montalambertschen Thürme gegen die andringenden Asiaten erbaut, und die Censoren haben, wo sie's nur thun durften, und oft auch, wo sie's nicht durften, den Arbeitern an den detachirten Forts der Intelligenz nichts in den Weg gelegt.

Doch wir wollen mit unserm Panegyricus auf die Königsberger Censoren warten, bis die deutsche Censur einst eines seligen Todes verblichen seyn wird. In einer Leichenrede nimmt sich dergleichen schöner aus.

Unserm Büchlein selbst geben wir nur noch folgende kurze Notizen auf seine Wanderschaft mit.

Es ist entstanden, wie der Titel besagt, aus öffentlichen Vorlesungen.

Als Thatsache — nicht in kritischer Beziehung — darf der Verfasser selbst diese ein Phänomen nennen, das den öffentlichen Geist Königsbergs charakterisirt.

Die Vorlesungen, bei welcher über 400 Zuhörer, Damen und Herren aus allen Ständen anwesend waren, nahmen förmlich die Gestalt eines *meeting* an, mit seiner dramatischen Bezüglichkeit zwischen Redner und Publikum. Jede Aeußerung, welche mit dem Bestreben des Fortschrittes sympathisirte, jedes Stichwort der Zeit wurde mit lauter Acclamation und mit Händeklatschen begrüßt. Eine Erscheinung, deren der Verfasser nicht erwähnen würde, wenn er sich schmeicheln dürfte, daß der Beifall mehr ihm, als den Ideen überhaupt gegolten, die unsere Zeit bewegen. Sein einziges, bescheidenes Verdienst dürfte seyn, daß er öffentlich, vor hunderten von Zeugen, Dinge besprochen, über die man sonst nur in seinen vier Pfählen zu discutiren pflegte. Aber auch dieses Verdienst wird dem Redner dadurch geschmälert, daß er sein Publicum kannte.

Die Kritik sowohl als die Zuhörer nannten die gegenwärtigen Vorlesungen humoristisch. Der Ver-

fasser wünscht, daß auch der Leser sie so finden möge, wagt es aber nicht sein eignes Machwerk mit diesem Epitheton zu bezeichnen.

Kritiker mögen den Maßstab der strengen rhetorischen Technik bei Beurtheilung dieser Vorlesungen aus den Händen legen, und bedenken, daß bei dergleichen öffentlichen Reden die Aufmerksamkeit der Hörer durch eine gewisse scenische Anordnung und Mannigfaltigkeit rege gehalten werden müsse.

Doch Kritiker werden diese Bitte nicht beachten, weil sie dieselbe nicht lesen.

Dir aber, edler Unbekannter, der du mein Vorwort liesest, drücke ich freundlich die Hand, und solltest du auch mein Censor sein!

Königsberg, den 14. April 1842.

Ludwig Walesrode.

Inhalt.

	Seite.
Die Masken des Lebens. Eine Aschermittwochs-Phantasie . . .	1
Unser goldnes Zeitalter	25
Literarisches Donquixotes-Turnier	46
Variationen über beliebte Zeit- und Nationalmelodien	65

Die Masken des Lebens.

Eine Aschermittwochs-Phantasie.

In dem glühenden Italien und in jenen deutschen Ländern, auf deren warmblütigen Katholicismus noch das Sonnenauge des Südens blickt, hat sich nunmehr die entfesselte Narrheit des Karnevals aus ihrem betäubenden Rausche ernüchtert. — Der römische Corso, gestern noch so prächtig geschmückt mit bunten Teppichen und den schönen, marmorbleichen Frauen von Rom, in deren tief flammenden Blicken mehr zu lesen ist, als in sämmtlichen Novellen deutscher Leihbibliotheken, steht heute öde und verlassen. — Zerstoben ist das chaotische Gewoge schreiender, scherzhaft zankender und jauchzender Masken, die sich den zügellosen Saturnalien, ihrem einzigen Erbtheile aus der großen Römerzeit, mit einem Enthusiasmus hingegeben, als würden sie von dem heidnischen Thyrsusstabe, nicht von dem Krummstabe des heiligen Vaters regiert. — Auf dem Pflaster des Corso's sind nur noch die Spuren des ausgetobten Carnevals in den reich verschleuderten Confetti, dem wehenden Rauschgolde und allerlei verlornen Flittern zu entdecken. — Arlechino hat sein scheckiges Kostüm und seine Pritsche abgelegt, der drollige Pulcinello seine beiden närrischen Buckel und die grotesk lächerliche Nase; der ga-

lante Abbate, der den Damen so zierlich den Hof zu machen wußte, erscheint in seiner Fasten- und Armsündermiene, und das von Lust erschöpfte Volk drängt sich in den Kirchen, um an seine Brust zu schlagen, und das rebellische Fleisch für seinen Uebermuth zu züchtigen. — Die neckische Colombine und der tölpelhafte Pierrot von gestern, knieen heute zerknirscht in den Beichtstühlen, um sich von den Sünden des heißen, aufwallenden Blutes bis zum nächsten Carneval absolviren zu lassen, Sünden, über welche unser allgemeines Landrecht nicht so leicht das „absolvo te" aussprechen würde. Aber freilich darf es mit den Fehlern des Südens nicht so genau genommen werden; er kann immer seinen Himmel, seine Sonne und seine in ihren eignen Reizen schwelgende Natur als Mitschuldige anklagen.

Aber auch uns grauen, ernsten Theoretikern, zu denen die Lust des frivolen Südens nur als Mährchen hinüber tönt, ist der Aschermittwoch nicht erlassen worden. — Der Kalender, ein gewissenloser Wirth, der uns regelmäßig Frühling, Wonnemond, Sommer und Herbst auf die Neujahrsrechnung stellt, während wir und unsre Sonne das ganze Jahr nicht aus dem Flanell kommen, hat uns auf seinem Kerbholze auch den Aschermittwoch angestrichen, ohne daß wir die sündige Lust eines rauschenden Carnevals abzubüßen hätten. Darum wollen wir auch, als echte Deutsche, die sich bekanntlich nicht zu viel bieten lassen, selbst nicht einmal von einem gestempelten und privilegirten genealogischen Kalender, gerade heute, als am Aschermittwochen, eine Schau halten unter den Masken des Lebens. — Kommt! lasst uns die Maskenfreiheit benutzen; laßt uns sehen, ob wir die Wirklichkeit unter Hülle und Larve herauserkennen! —

Aber vergeßt nur nicht Eure Dominos, Eure Charaktermasken und lakirten Gesichter! denn die Maskenordnung im Leben ist gar streng. Wer sich in das Gewühl wagt mit seinem natürlichen Gesichte, wird, wie's auch auf Hoftheater-Redouten Sitte ist, hinausgeworfen, wenn er nicht im glücklichsten Falle von einem der höhern Festordner eine Nase bekommt, mit welcher man sich allenfalls auf dem Lebenscarnevale legitimiren kann. —

Der Festsaal selbst, d. h. die ganze bewohnte Erde, ist maskirt. Wie hat man sie zerwühlt und durchfurcht und mit steinernen Auswüchsen bebaut, um das vom Schöpfer ihr aufgeprägte Antlitz unkenntlich zu machen! — Wie ist die jugendliche, grüne Ueppigkeit, der frische Hauch der Schöpfung, gewichen den Runzeln der rastlos arbeitenden und nagenden Civilisation! — Selbst die granitnen Alpen tragen die Spuren der Gewalt, welche die ehrgeizigen Siegeszüge eines Hannibal und Napoleon ihnen angethan; die mächtigen Säulen, welche den Brandungen der Sündfluth trotzten, müssen zeugen von dem Triumphe kleiner Menschen, deren „Jahre des Lebens sind siebenzig, und wenn's hoch kommt achtzig Jahre!" —

Wenn die Geschlechter des ersten Jahrtausends der Erde aus ihren Gräbern aufständen, und ihre alten, lieben Wohnplätze in den Urwäldern und an den geheiligten Flüssen wieder aufsuchten, sie würden entsetzt fliehen vor dem Zerstörungswerke, das wir Cultur nennen, und weinend über den Jammer, den ihre späten Enkel über die schuldlose Erde gebracht, in ihr Grab zurückkehren. — Nur auf dem ewig wogenden Meere, das unwillig die unheilige Furche verwischt, die das von der Habsucht befrachtete Schiff nach sich zieht, ruht noch der erste Schöpfungstag, und über die unberührten, endlosen Prairieen von Texas, mit ihren schwellenden Blumenwogen, schauert noch die erhabene Wonne der jungfräulichen Natur! — —

Da erscheinen auf der Erdenbühne zwei maskirte Städte, Arm in Arm, und flüstern sich mit koketter Vertraulichkeit gegenseitig ihre kleinen Geheimnisse in's Ohr, um die Aufmerksamkeit der andern Masken auf sich zu ziehen. — Die eine, mit antiker, griechischer Larve vor dem Gesichte giebt sich für Athen aus; aber sie spielt ihre Rolle schlecht. Unter der classischen Maske trinkt sie viel bayerisch Bier, und unter dem strengen, antiken Faltenwurfe des griechischen Gewandes, schlägt sie das Kreuz und läßt den Rosenkranz durch die Finger laufen.

Die andere zeigt sich in einer gar sonderbaren, mystischen Verhüllung. Sie trägt mehrere Larven und Kostüme, denn, wie Zettel

im Sommernachtstraume, will sie Alles spielen: Pyramus, Thisbe, Löwe und Mond. Sie will zu gleicher Zeit Athen, Florenz, Jerusalem, und deutsch seyn. — Ein großer, schwarzer Streifen geht mitten über sie hin, dieser soll den ersten Meridian der Bildung und Intelligenz bedeuten, den sie eigenmächtig über sich gezogen hat, damit alle Wissenschaft und Kunst die Längenentfernung nach ihr messe. Sie ist von einem großen, lärmenden Gefolge umschwärmt, von wirbelnden Tambours, von Schauspielern, die eine griechische Tragödie recitiren, Eckenstehern, die witzig dazwischen reden, Gendarmen, Gelehrten, Künstlern, Pietisten und Balletttänzerinnen, und mitten in diesem dämonischen Chaos sitzt Karl Müchler und redigirt einen Anekdotenalmanach für das Jahr 1842! . . . . .

Nein, diese Maske ist nicht zu entziffern! — Dies Sphinxräthsel kann nur ein Oedipus lösen!! —

„Doch wozu Städte? — Am Ende wird uns noch die ganze Geographie als Maskenzug vorgeführt! Wir wollen menschliche Masken sehen; es wäre doch gar zu spaßhaft, wenn wir unsere Bekannten, am Ende gar uns selbst darunter endeckten! —"

Habt nur Geduld! Ihr werdet bald genug haben vom Lebenscarnevale! Ihr werdet Schelmenmasken in Fülle sehen, die unter gleißnerischer Vermummung ihre Rolle mit feiner Gewandtheit durchheucheln; aber auch ehrliche Carnevalsfiguranten, denen die in immer neue Masken sich kleidende Civilisation ihre Charakterlarve aufgedrückt hat, und die selbst nicht einmal wissen, daß sie in dem Mummenschanz des Lebens ihre abentheuerlichen Fahrten machen. — Aber wenn uns in dem bunten Maskentreiben manche Carricatur vertraulich als Bekannter zunickt, so wollen wir uns deshalb nicht unwillig abwenden. Denn aus den Verzerrungen der Lebensmasken sind oft tiefere, ethische Wahrheiten zu lesen, als aus den disciplinirten, geraden Linienmenschen! Die abentheuerlichen Figuren eines Hogarth enthalten in ihrer üppigen Lächerlichkeit für den Beschauer mehr gesunde Lebens- und Moralphilosophie, als ein schnurgerade aufmarschirtes Regiment, mit rechts gedrehten Augen! —

Da sind wir schon mitten darunter. Ha! welch Gewühl! wie bunt und scheckig! wie sich das durcheinander windet und krümmt, im unaufhörlichem Haschen und Verlieren! Dort, in dem dunkeln, feuchten Winkel weint ein abgehärmter Greis sein Bettlerliedchen: „Wer nie sein Brod in Thränen aß", während hier in fröhlicher Gesellschaft der übermüthige Champagner schäumt! — Welche Contraste! Wie die sich angrinzen, jene sich anlächeln; wie Einer auf den Knieen nach dem heiligen Loretto rutscht, während der andere von dem Katheder herab das Reich der Vernunft verkündet. Wie der Eine schreibt, der Andre liest, der Dritte nießt und der Vierte: „Gotthelf!" sagt. Ja, glaubt mir, das ist bunt! bunter als das Carneval zu Rom, und wenn auch nicht so lustig, doch toll genug! —

Seht hier eine große, vierschrötige Maske, die von allen Seiten gedrängt, gestoßen und gezerrt wird und mit geduldigem Phlegma alles mit sich machen läßt. Treten wir hinzu, um das Abentheuer näher zu betrachten! — Ach so, das ist ja unser lieber, deutscher Michel, die gutherzigste Figur auf dem Lebenscarnevale, der geduldige Sündenbock, der alle Vergehungen der Weltgeschichte auf sich genommen hat, und der Prügel bekommt, wenn andre Völker unartig sind. — Von Natur schon ein höchst solider und moralischer Mensch, ist Michel dennoch für sein ganzes Leben unter Curatel gestellt, damit er ja nicht leichtsinnig werde. — Von der Kanzel herab hält man ihm, die ruchlosen Ueppigkeiten von Sodom und Gomorrha, von Babylon und Niniveh vor, und der fromme Michel geht reuig in sich, und nimmt sich's fest vor nicht mehr so üppig zu seyn und regelmäßig um zehn Uhr zu Bette zu gehn. — Hat Michel einmal Courage genug beim Biere mit seinen Nachbaren darüber zu calculiren, daß es doch höchst ungerecht wäre, das schwere Geld für Straßenbeleuchtung zahlen zu müssen, während die Laternen den größten Theil des Jahres unangezündet bleiben, gleich werfen ihm politische Wochenblätter und geheime Geschichtsräthe die Guillotinengräuel der französischen Revolution vor, und der gute Michel, der sein alibi bei dieser, wie bei jeder andern Revolution auf's

bündigste nachweisen könnte, schlägt beschämt und erröthend die Augen nieder, als hätte er mit im Jacobinerclubb gesessen, und Schmollis getrunken mit Marat und Robespierre. — Wenn irgend ein Volk in der Welt, etwa ein südamerikanisches, einmal an einem heißen Tage, statt der schweren, absoluten Kopfbedeckung, die leichte phrygische Mütze aufsetzen sollte, so kann Michel sicher seyn, daß ihm von Polizei- und Rechtswegen, das Tragen seiner behaglichen, wollenen Nachtmütze verboten wird, weil diese viel Aehnlichkeit mit der phrygischen hat. — Sollte aber Michel sich's einmal herausnehmen (und auch der zahmste Mensch hat Augenblicke, in denen er sich vergißt) gegen einen seiner unzählig vielen Erzieher die Stimme zu erheben zu den geflügelten Worten: „Verzeihen und erlauben Ew. Hochwohlgeboren! Obgleich und wenn auch, so hab' ich dennoch ganz unterthänigst zu bemerken“ — — — — so wird Michel, noch ehe er seinen Satz beendet, auf der Stelle von Gendarmen ergriffen, und als höchst gefährlicher Demagoge und Volksredner abgeführt werden! — — Und dabei seht euch den Mann an, wie vollblütig und kerngesund das Gesicht! Wie ist seinem Wuchse und seiner Haltung noch ganz das urkräftig, teutonische Gepräge aufgedrückt! Und welch' eine Faust! Er könnte wie Götz von Berlichingen einen ungarschen Ochsen damit niederschlagen! — Aber Michel hält seine Faust in der Tasche, und zieht sie nur hervor, um eine zahlgerechte Hand daraus zu machen, wenn Steuern zu entrichten sind. — Uebrigens spielt der deutsche Michel seine komische Rolle so natürlich, daß man ihm entweder ein bedeutendes mimisches Talent zutrauen, oder glauben muß, es wäre mehr Ernst als Spaß an der Sache!

Halt! Was erscheint da für eine sonderbare Maske! — Ein junger Mann, mit einer bleichen Larve vor dem Gesichte, deren rechter Mundwinkel wehmüthig elegisch und der linke sarkastisch bitter verzogen ist. — Er hat sich mit gesuchter Nachläßigkeit gekleidet. Ein schwarzes Seidentuch, über das der Hemdkragen sich malerisch legt, flattert lose um seinen Hals. Er hinkt ein wenig und hält ein Buch in der Hand, in das er zuweilen schmerzlich

blickt, während er hin und wieder verächtlich auf die andern Masken hinabsieht. — Das ist ein Zerrissener, ein deutscher Nachdruck vom Lord Byron, den er bis aufs Hinken copirt. Er ist weltmüde; er haßt alle Menschen, besonders aber seinen Schneider, der ihm einen einzigen, erbärmlichen Frack nicht vergessen kann. Er findet in der ganzen Welt keine Seele, die seiner würdig wäre, und doch möchte er auf seinen interessanten Schmerz eine gute Heirathspartie machen, da er glaubt, daß eine poetische Zerrissenheit für das weibliche Geschlecht mehr werth seyn muß, als eine prosaische Anstellung. — Deutschland hatte einmal viele solcher Zerrissenheitsmasken, denen man ungefähr dasselbe zurufen konnte, was der griechische Weise dem Cyniker, mit dem zerrissenen Mantel zurief: „Durch die Löcher eurer Seele scheint eure Eitelkeit!" — Wie traurig, daß auch der edle Prometheus-Schmerz eines Byron seine Affen finden mußte! — An Byrons großem Herzen bluteten alle Wunden der Menschheit, wie an dem heiligen Franciscus die Wundmahle des Heilands bluteten. Aber die Zerrissenen à la mode tragen jeden Fingerschnitt, jeden Nadelstich zur Schau und rufen der Welt zu: „Seht, wir bluten auch;" —

Horch! Musik! — Der Seraphinenwalzer von Strauß mit seinen schmeichelnden, unwiderstehlichen Tacten! — Da ist irgendwo ein Ball in der Nähe, den müssen wir ansehn! — Wer kommt mit? — Wir dürfen nicht fürchten als uneingeladne Gäste abgewiesen zu werden, heute ist ja volle Maskenfreiheit!

Eine lange Reihe eleganter, mit Wappen geschmückter Kutschen vor dem Palais des Baron Truffaldo, führt uns auf die rechte Spur. Ehe wir eintreten, will ich Euch noch kurz von den Verhältnissen des Hauses unterrichten, damit Ihr mich dort nicht zu fragen braucht. — Baron Truffaldo ist Wittwer, macht bei erschöpfter Kasse ein glänzendes Haus, hat eine einzige Tochter Geraldine. Sie war einmal achtzehn Jahr alt und — schön; jetzt ist sie älter und — geistreich! — Mehr brauchen wir nicht von der Geschichte des Hauses zu wissen

Wie glänzend ist der Saal beleuchtet! Wie duftet Alles nach Vornehmheit! — Welche kostbare Tapeten, Lüstres, Gemälde, Statuen, Vasen, Girandolen, Ottomane, Sophas, Couchettes u. s. w., einem Auctionator, der's ansehn könnte, müßte das Herz im Leibe lachen! — Es ist gerade eine Pause nach dem Tanze. Die Damen sitzen im Halbkreise auf schwellenden Polstern und nippen mit unbefangner Feinheit Thee oder Gefrornes; die Herren stehen vor ihnen in den verschiedensten, malerischen Stellungen, die sie, nächst ihrem Tanzmeister auch ihrem Schneider, dem tailleur adonisateur schuldig sind; sie rühren mit Anstand den Löffel in ihrer Tasse, und unterhalten ihre Damen mit Geist, nach dem Lächeln zu schließen, mit dem sie selbst Alles, was sie sagen, begleiten. Zu uns tönen nur von allen Seiten die bunt durcheinander schwirrenden Stichwörter hinüber „herrlich, superb! — die gestrige Schlittenfahrt war distingué" — „Haben Sie schon Indiana von Georg Sand gelesen?" — „Ich lese nichts von dem abscheulichen Menschen, der den armen Hofrath von Kotzebue umgebracht hat!" Ein duftender Elegant, der personificirte Alberti in Glacéhandschuhleder gebunden, überreicht einer Comtesse den auf den Boden gefallnen Fächer zierlich mit den Worten: „Meine Gnädige! der Fächer weiß, was seine Pflicht ist; er hat zu Ihren Füßen gelegen!" — Die Gräfin lächelt, der Elegant lächelt, und fährt wohlgefällig mit einer Hand in sein Toupée. —

Baron Truffaldo geht mit einem etwas „blasirt" (nach dem technischen Ausdrucke der Salons) und blöde erscheinenden jungen Mann, der offenbar fremd seyn muß, da ihm alles nachsieht und nachzischelt, quer durch den Saal, nach dem Kabinet, in welchem Geraldine einsam auf einer Ottomane ihren Betrachtungen nachschwärmt. — Folgen wir aus erlaubter Carnevalsneugier. — Wahrhaftig wir belauschen hier ein gar interessantes Maskendrama, wir wollen es gleich aufschreiben, und es der Berliner Hoftheater-Intendanz zur Preisbewerbung einschicken. Es soll heißen:

Der Roman einer Minute.

Original-Masken-Lustspiel in einem Act.

Personen:

Graf Pantalon.
Baron Truffaldo.
Geraldine dessen Tochter.
Alter Hausfreund.
Gäste.

Die Handlung dauert von 6 Minuten nach halb 10 Uhr bis 7 Minuten nach halb 10 Uhr.

Erste und letzte Scene.

Baron Truffaldo (mit dem Fremden in's Cabinet tretend) Theure Geraldine! ich stelle dir hier den Grafen Pantalon, den Sohn meines verstorbenen Jugendfreundes, vor. (bei Seite zu Geraldine) Etwas dumm, aber 20,000 Thaler Rente! — Lieber Graf, meine Tochter! —

(Der Graf verbeugt sich, Geraldine knixt tief mit Grazie, der Baron entfernt sich.)

(Eine Pause, in der der Graf offenbar etwas Geistreiches sagen will, endlich ermannt er sich) Gnädiges Fräulein! — der nächste Cotillon, — wenn Ihr Arm, Ihre Hand noch nicht versagt ist — Sie würden mich glücklich machen!

Geraldine (erröthend und verwirrt) Ach, ungestümer Mann! Wie überrascht mich der Augenblick! — — Meine Hand würde Sie glücklich machen! — Sprechen Sie mit meinem Vater! Fühlen Sie! fühle selbst die Antwort meines pochenden Herzens! (Sie sinkt an seine Brust.)

Baron Truffaldo (hinzutretend) Liebe Kinder! Schon seit lange ist mir eure stille Neigung nicht entgangen. (Ihre Hände in einander legend) Seyd glücklich.

(Graf Pantalon steht verblüfft und sieht sehr dumm aus.)

Gäste. (hinzudrängend) Wir gratuliren, gratuliren! —

Alter Hausfreund (eine Prise nehmend.) Ehen werden im Himmel geschlossen! — —

(Der Vorhang fällt.)

Fort! Fort! — Die Comödie ist aus! — Wir wollen den Cotillon, den die neu Verlobten eröffnen werden, nicht abwarten. Es giebt noch gar Vieles zu sehen. —

Dort sitzen an einer langen Tafel viele schwarz, wenn auch nicht gerade modern gekleidete Männer und essen sehr, während an dem obern Ende des Tisches Einer steht und aus einem dicken Hefte etwas vorliest. — Deutsche Gelehrte haben sich zu einem wissenschaftlichen Zwecke vereinigt. Es wird hier ein Intelligenz-Congreß abgehalten, zu welchem Deutschland seine großen und auch kleinen Capacitäten aus allen Branchen des Wissens und der geistigen Thätigkeit geschickt hat. — Hauptgegenstand der Berathung ist, an welchem Orte sich die Gesellschaft im nächsten Jahre versammeln wolle. —

Daß die Mitglieder dieses Congresses sehr viel essen und auch trinken, das haben sie nicht erst vom Wiener Congreß gelernt, das ist vielmehr in der deutschen Ordnung. Denn im Punkte des Essens und Trinkens sind alle Deutsche eine Art Jesuiten. Sagen sie auch nicht: „Der Zweck heiligt das Mittel", so sagen sie oft noch schlimmer: „Das Mittel heiligt den Zweck!" — Der Deutsche bringt seinen geistigen Gottheiten, den hohen Zwecken der Wissenschaft und Kunst immer noch heidnisch blutige Opfer an Ochsen, Kälbern, Schafen und Ziegen; nur werden die fetten Nierenstücke nicht auf dem Altar verbrannt, sondern kommen als duftende Braten auf den Tisch.

Der Vorleser am Ende der Tafel, ein berühmter Mediciner, hält gerade einen anmuthigen, interessanten Vortrag über Sectionen an Leberkranken. — Diese etwas verfängliche Tischrede die stark an Dr. Katzenberger erinnert, scheint auf den Appetit der Anwe-

senden auch nicht den geringsten Einfluß zu äußern. Nur das blasse Antlitz eines lyrischen Dichters, der nichts anders singt und für sein Leben nichts anders singen will, als: Glaube, Liebe, Hoffnung, verlängert sich über das elegische Maaß hinaus.

Jener etwas gekrümmte Mann, mit dem sanften, gutmüthig gerunzelten Gesichte, ist ein berühmter Professor der Naturkunde. — Schließt nicht aus seinem schwarzen Sonntagsfracke, der ihm faltig auf dem Leibe hängt, aus seinem schlichten, treuherzigen Landpredigerwesen, daß er etwa ein gelehrter Ofenhocker sey. Nein, die Liebe zu seiner Wissenschaft hat den Professor weit hinausgeführt in die Welt. Aber die große Welt konnte ihm nicht seine deutsche Gelehrtenunschuld rauben. Der ganze bunte Teppich des Lebens lag lockend vor ihm ausgebreitet, aber sein Auge haftete stets unverwandt forschend und suchend auf einem Flecke, auf dem er Nahrung für seine Wissenschaft zu finden glaubte. — Ich will euch eine wahrhaft rührende Geschichte aus seinem Leben erzählen:

Der Professor hatte einmal in einer gelehrten Reisebeschreibung gelesen, daß an dem Golf von Bajä eine Blume entdeckt worden sey, von welcher die Botanik bisher nichts gewußt. — Da ließ es ihm keine Ruhe länger in der Heimath. Die unentzifferte Blume nagte, wie ein Frevel, an seinem gelehrten Gewissen. Sie war die bezauberte Princessin, die auf seine ritterliche Erlösung wartete. Und so machte er sich denn eines Tages auf und wanderte auf dem schnurgeradesten Wege nach dem Golf von Bajä. Er fand daselbst die ersehnte Pflanze, zählte ihre Staubfäden, untersuchte genau den Kelch und das Samengehäuse, analysirte chemisch den Boden, auf dem sie wächst, und kehrte dann, glücklich wie ein Gott, mit einigen getrockneten Exemplaren nach Hause zurück und schrieb ein gar dickes, kluges Buch über die wunderbare italiänische Blume.

Und wahrlich! seine Heimath im kalten, grauen Norden; seine Frau, die so viel prosaische Strümpfe strickt und ihm das Salz des Lebens etwas stark in der Suppe zu kosten giebt, seine dumpfige Studirstube, überhaupt das ganze Erdenwallen eines deutschen Professors, wurde dem ehrlichen Manne auch nicht im geringsten des-

halb verleidet, weil die blaue Fluth an dem Busen der einst so üppigen Bajä seine Füße genetzt, weil der weiche, glühende Himmel eines goldenen Tages auch einmal auf ihn hinabgesunken und eine muthwillige, italische Nacht ihn in ihren funkelnden Schleier gehüllt und ihm wollüstig ihre Geheimnisse ausgeseufzt hatte. Denn ein deutscher, wissenschaftlich abstracter Gelehrter kann ungestraft die enthüllten Reize der Natur schauen, und taub bleiben, gegen alle verliebten, höchst unwissenschaftlichen Geheimnisse, die sie ihm vorplaudert. —

Nicht weit von unserm Professor sitzt ein anderer Gelehrter, ein berühmter Kunstantiquar, der einmal, um genau zu wissen, wie viel Zoll und Linien der Gürtel der Venus betrage, an dem nackten üppigen Marmor der mediceischen Venus das Maß genommen hat, mit einer so gründlichen Kaltblütigkeit, mit welcher etwa ein Regimentsschneider einem Recruten das Maß zur Montur nimmt. — Der Philologe dort, der im Dienste der Grammatik grau geworden ist, durchsucht nun schon seit mehreren Jahren alle Bibliotheken und Handschriftensammlungen Europas nach einem einzigen Jota subscriptum, dessen er zu seiner scharfsinnigen Erklärung einer schwierigen Stelle im Pindar nothwendig bedarf.

In jenem breitschulterigen, starkknochigen Manne, mit der selbstgefälligen, fast triumphirenden Miene, der so gründlich mit seinem Teller beschäftigt ist, sehen wir einen Exegeten der modernen Literatur. Er hat unglücklicher Weise einmal die scharfsinnige Entdeckung gemacht, daß das gebildete Deutschland seine classischen Dichter nicht ohne Commentar verstehen könne, und sich berufen gefühlt den philologisch ästhetischen Erklärer zu machen. Bereits hat er auch in mehreren Büchern über Jean Paul uns die Schönheiten des Dichters ungefähr auf dieselbe Art gezeigt, wie etwa ein Grobschmidt uns auf den bunten Flügelstaub eines Schmetterlings aufmerksam macht, den er in seiner derben, berußten Faust hält. Gegenwärtig ist er mit einer höchst scharfsinnigen Untersuchung beschäftigt über den Floh, der in dem Göthischen Liede: „Es war einmal ein König, der hatt' einen großen Floh“ vorkommt. Der

nächste Meßkatalog wird das Werk bringen, das der erstaunten Welt auf 60 Druckbogen Auskunft geben wird, wer eigentlich der König und wer der Floh gewesen.

Doch seht mir den Philosophen dort! wie mittheilend! wie witzsprudelnd! Er führt an seiner Tischecke die ganze Unterhaltung und spricht der Flasche zu, wie ein flotter Student. — Das ist nicht der Weltweise von Ehemals, dessen mehr nach Innen als nach Außen gekehrtes Gesicht so schauerlich geheimnißvoll aus- sah, wie eine cabbalistische Beschwörungsformel, und den damals jeder Laie für einen Hexenmeister, wenigstens für einen Goldmacher hielt. Er ist ein moderner Philosoph; ein Mann der nicht bloß der Unsterblichkeit angehört, wie er sich schmeichelt, sondern auch dem frivolen, leichtsinnigen Tage der Gegenwart. Und doch ist er ein gar gewaltiger Geist! — Er hat sich seinen Gott selbst ge- schaffen oder „gesetzt,“ wie der technische Ausdruck ist, durch eine logische Ideenevolution, und diesem Gotte, zu seinem Wiegenfeste die Welt mit allem was darauf, daran und darin ist, als Angebinde verehrt. Er spielt mit der unendlichen Idee, wie van Aken und Martin mit ihren Löwen. Sie liegt zu seinen Füßen und thut alles, was der gewaltiger Bändiger ihr gebietet. Er steckt ihr den Kopf in den Rachen und zieht ihn unversehrt wieder heraus — ein ge- fährliches Experiment, bei dem mancher Philosoph schon den Kopf verloren hat. — Doch verachtet dieser transcendentale Meister, der in dem Meere der Unendlichen als spielender Leviathan umher- schwimmt, keineswegs die kleinen Erscheinungen dieser kleinen Erde. Er ist auch ein Augur der Gegenwart, der aus jedem, noch so un- bedeutendem Tagesphänomene das Zeichen der Zeit herauswittert. Zu jedem bunten Mährchen weiß er die kluge Moral, zu jeder Wirk- lichkeit die Nutzanwendung zu finden. Vermittelst seiner Philosophie, jenes Zauberschlüssels mit dem krausen Barte, weiß er alle Schlösser zu öffnen und in das Getriebe der Begebenheiten hinein zu schauen. Er setzt alles Concrete, das sein Geist empfängt, in Ideen um und zahlt auch nur in dieser luftigen Münze wieder aus. Als Idealisten ist ihm daher jeder verhaßt, der redlich in seinem Schweiße

und seinem Blute, gegen das eiserne Vieh der Welt, den Despotismus, kämpft. — Die Schwielenhände der Ouvriers sind ihm als zu materiell und roh im Kampfe der Idee zuwider. Nur die unendliche Idee an sich soll die Welt befreien! — Die unendliche Idee! — Als ob die Idee sich nicht als That manifestiren müßte, um ihre geschichtliche Geltung zu gewinnen; als ob der Gedanke nicht die Materie aufsuchen müsse, um durch sie Antheil an dem Schicksale der Menschen zu erhalten! — Wenn sich für die Idee niemals eine Hand und ein Schwert gerührt hätte, wenn für die Idee nicht das Schießpulver, die materiellen Bleilettern und die Buchdruckerpresse aus materiellem Holz und Eisen erfunden worden wären; wenn Luther sich begnügt hätte nur mit der Idee, d. h. im stillen Studirzimmer, hinterm Ofen, gegen die hildebrandsche Weltherrschaft zu kämpfen, wenn er nicht auch auf offnem Markte ritterlich aufgetreten wäre, mit seinem materiellen, schonungslosen Worte, und mit seiner That, die unter dem Jubel der wittenbergischen Studenten die pergamentne Bannbulle des Pabstes hineinschleuderte in ein sinnlich sichtbares Feuer, das lustig vor dem Elsterthore von Wittenberg flackerte, was wäre wohl aus Eurer Idee geworden? — Wer hätte die Tradition der unendlichen Idee bis auf Euch unternommen?

Für die französische Encyklopädie war die Revolution schon längst ideel da, als das französische Volk noch unter dem Drucke historischer Einsetzungen schmachtete; erst durch die heiße, blutige Arbeit des Volkes, wurde das philosophische Recht zum Weltbewußtsein! Der englische Thee, den die Nordamerikaner in den Ocean geworfen, hat der Freiheit der Idee in ihrer Verwirklichung mehr genützt, als alle philosophischen Thees und Butterbröde dazu! — Die absolute Idee haftet an keinem Menschen, keinem Raume; sie ist dieselbe im Lande der Kalmucken, als auf der hochgelahrten Universität Göttingen; sie hat keine Geschichte, denn sie ist dieselbe von Ewigkeit zu Ewigkeit; sie braucht nicht befreit zu werden, denn sie kann nie geknechtet sein! Nur in der Menschheit incarnirt, hat die Idee eine reiche, wenn auch mehr schmerzliche als freudige Biographie, in der Weltgeschichte selbst. Vergeßt doch

nicht, daß am Anfange die That war, und auch das Ende der Welt, wenn's ein solches giebt, muß eine That sein! — Glaubt mir, in den Palästen des historischen Imperativs fürchtet man Euch und Eure Lehren nicht! Wenn ihr sie recht artig vortragen könnt, dürft Ihr selbst dort, zur Aufheiterung des ennuyirten Stabilismus Euer philosophisches Katheder aufschlagen, denn mit Eurer absoluten Idealfreiheit redet Ihr keinen einzigen Stein von Zwing Uri herunter, wenn nicht — — —

Da sieht man was davon kommt, wenn die Masken gar zu natürlich spielen! — Haben wir doch, die wir bloße Zuschauer auf dem Lebenscarnevale seyn wollen, uns gegen den harmlosen Philosophen, der keinem Kinde etwas zu Leide thut, zu einer Art philosophischem Krakeel verleiten lassen. Da kommen auch schon die maskirten Gendarmen, die zur Schlichtung gelehrter Streitigkeiten beordert sind. Beruhigen wir uns daher.

Die fast komische Maske dort, die so hingerissen an den Lippen des anmuthig gesprächigen Philosophen hängt, ist der Wagner dieses Faust; ein Mann der Vieles weiß — aber Alles wissen möchte! — Er studirt unaufhaltsam den Hegel und unterstreicht jedes bedeutende d. h. ihm unverständliche Wort. Da nun im Hegel jedes Wort bedeutend ist, so hat er auch jedes Wort, ohne Ausnahme, vom Anfange bis zum Ende unterstrichen, und bei jedesmal wiederholter Lectüre, den alten Strichen neue hinzugefügt, da die Worte nicht bloß bedeutend blieben, sondern während des Studiums nur noch immer bedeutender geworden sind. Wenn der Raum zwischen den Zeilen mit sechsfachen Bedeutendheitsstrichen ganz und gar ausgefüllt ist, kauft er sich ein neues Exemplar zur Lectüre und zum Unterstreichen; addirt aber jedes Mal die Summe der alten Striche den neuen zu. So ist Famulus Wagner endlich, durch seine tiefsinnigen Striche, zu dem glücklichen Bewußtseyn gelangt, daß er den Hegel auf's Gründlichste nicht verstehe; ein Bewußtseyn, das bekanntlich der erste Schritt zur Erkenntniß ist.

Nicht weit von uns sitzt ein junger Mann am Tische, der seinen Wein aus einem schweren, silbernen Pocale trinkt. Er hat

einmal mit einem einzigen Liede zwanzig französische Batterien demontirt, welche gegen die freien Najaden des grünen, freien Rheins gerichtet waren, und mit seinen vierfüßigen Jamben mehrere Cavallerieregimenter der französischen Avantgarde, die schon bis Andernach gekommen waren, in unaufhaltsamer Flucht bis nach Thionville zurückgeschlagen. Für diese kühne That wurde er mit diesem silbernen Pocale und mit einer Participialconstruction belohnt, die noch kühner war als sein Lied, so wunderbar gigantisch, daß alle Gymnasiallehrer Deutschlands erbleichten, und die Tertianer von den Schulbänken sprangen und jauchzend riefen: „Nun haben wir Hundstagsferien!“ —

Doch lassen wir jetzt die Gelehrten ruhig weiter essen; es giebt in dem bunten Marktgewühl des Lebens noch Masken mancherlei Art zu sehen.

Hier schreitet mit abgemessenen Schritten ein Mann daher in schwarzer, geistlicher Kleidung, das zweispaltige, feine Böffchen um den Hals, und mit weichen Strümpfen und Schuhen angethan, damit der Fuß nur leicht und schwebend die sündige Erde berühre. Er ist ein hoher Würdenträger der Kirche. Als Candidat wartete er lange und sehnsüchtig auf eine erledigte Dorfkanzel. Er wurde endlich Pfarrer, und rutschte, wie man's an Wallfahrtsorten thut, auf gläubigen, demüthigen Knieen hinan die höchsten, geistlichen Stufen, die auch gar keine üble, weltliche Unterlage haben. Je höher er stieg, desto bekannter und vertraulicher wurde er mit dem lieben Gott, und als er endlich die höchste Stufe erreicht hatte, konnte er seiner Heerde unten versichern, er wisse aus der zuverlässigsten Quelle, daß man nur nach s e i n e n Worten glauben und selig werden könne. — Ihr seht jetzt den Prälaten mit tief zur Erde gesenktem Haupte einhergehn; aber wahrlich, das ist keine Demuth, denn die menschliche Demuth weicht nicht dem Auge des Menschen aus. Er fürchtet die Plejaden aus dem Himmel zu stoßen, wenn er das Glorienhaupt gerade aufrichtet! —

Da tritt uns eine Censormaske gerade in den Weg. Wenn sie einen uncensirten Dintenfleck an unsern Schreibfingern entdecken

ollte, wär's um uns geschehn. — Ein Censor sieht aus wie ein anderer Mensch; aber sein Amt ist mehr als menschlich. Er richtet den Geist und die Gedanken, und hält die Wage in Händen, welche die ewige Gerechtigkeit allein führen sollte. — In der Literatur ist er angestellt, um das pharaonische Gesetz zu executiren, daß alle männlich gebornen, literarischen Kindlein getödtet, wenigstens abälardisirt werden. — Die Censur des alten Roms bestand in einem strengen Sittengerichte über die Bürger der Republik; sie hörte auf als sie, wie Cicero sagt, nichts weiter vermochte, als einen Mann zum Erröthen zu bringen. Unsre Censur kann nur dann erst aufhören, wenn die ganze Nation wie ein Mann über sie zu erröthen vermag!

In den dunkeln Hintergrund des Carnevals wollen wir nicht treten. Es geht da zu wüst und dämonisch her. — Da feindet eine Maske die andere an, und verfolgt sie mit tödtlichem Hasse, weil sie etwas andres glaubt und liebt und hofft, als die Maskenordnung des Lebens es befiehlt. Da stehen sich viele Tausende von Menschen gegenüber, ohne Groll und Haß im Herzen, und schießen sich auf Commando todt, bloß weil jene Partei ein andres Unterfutter unterm Rock und einen andern Kragen darauf hat, als diese. — Da wird unter dampfenden Leichenhaufen und verstümmelten ausröchelnden Menschen ein Te Deum gesungen, und unter Pauken und Trompetenschall Gott dafür gelobt, daß es dem Bruder gelungen, das Blut seines Bruders zu vergießen. Und dann ziehen die Sieger unter lustigem Spiele nach Hause, und eilen, mit Freudeschluchzen, in die Arme von Weib und Kind, von Eltern, Geliebten und Freunden, und Keiner fühlt sich in diesem Augenblick des Wiedersehens reuig bewegt über die Menschenherzen, die er kalt zertreten, und Keiner fühlt das Kainszeichen an seiner Stirne, denn es war ja ein Krieg, entworfen in dem Portefeuille eines witzigen Diplomaten. —

Ihr fragt: Wo bleiben denn die Frauen, die so anmuthig das Carneval zu Rom schmücken, unter den Masken des Lebens? Giebt's denn da nur ein wüstes, dämonisches Männertreiben? — — Ja! die Frauen sind schlechte Masken für das Leben! Sie sind zu beweg=

lich; sie fühlen zu tief, rasch und krampfhaft, um die Larve lange auf dem Gesichte halten zu können. — Man hat viel und ungerecht über die Verstellungskunst und Heuchelei der Weiber gefabelt. Aber, daß Ihr dem Weibe die gespielte Rolle so leicht abmerkt, ist ein Beweis, wie unerträglich diesem Wesen jede Larve sey, während auf den ehrnen Zügen des Mannes die Maske unverrückt haften bleibt. Mag das Weib seine Liebe oder seinen Haß; mag es seine kochende Wuth der Eifersucht oder seinen Aerger über eine vereitelte Badereise unter gleichgültigem Ernst oder Lächeln verbergen, Ihr könnt doch durch das Auge ihr bald in die Seele schauen, und wenn ihre Thränen auch nicht nach Außen fließen, so wäret Ihr schlechte Menschenkenner, wenn Ihr's nicht merktet, wie das lächelnde Weib seine Liebe und seinen Schmerz nach Innen ausweint. — In dem Herzen des Weibes glüht noch ein Funke der ursprünglichen, durch keine Civilisationslüge verdrängten Menschennatur. Darum kann auch das Weib in seiner Liebe und seinem Hasse größer seyn, als der durch innere wie äußere Erlebnisse kalt geschulte Mann. — Was es liebt, möcht' es mit tausend Armen umfassen, tausend Leben opfernd dafür aushauchen; was es haßt, kann es noch, mit dem ganzen tragischen Heroismus der antiken Leidenschaft — bis zur Vernichtung hassen. — Mag die unabweisliche Tyrannei unsrer kleinlichen Cultur, das Herz des Weibes in tausend kleinliche Verzerrungen zersplittern, mag die Mode es, mit allen ihren Lappen bis zur Unkenntlichkeit bedecken, mag der Mann, der sich das Monopol des schaffenden Genies aneignet, mitleidig die literarischen Blaustrümpfe belächeln; die Leidenschaft des Weibes kann doch noch in unsrer kleinbürgerlichen Zeit auf dem tragischen Kothurn erscheinen, während der berechnende Mann seinen Geschäften an der Börse des Lebens nachgeht! Eine Mutter an der Wiege ihres schlummerden Säuglings, kann noch die seligen Thränen einer Madonna weinen; an dem Sarge eines geliebten Kindes, ist jede Mutter eine mater dolorosa, mit dem Schwert im Herzen! —

Ein rauschender Triumphmarsch ertönt. Der römische Kaiser und sein Gefolge, werden in einer glänzenden historischen Quadrille ihren Umzug halten. Natürlich darf es auch auf der großen Redoute des Lebens nicht an bunten Maskenzügen fehlen.

Von allen Seiten rennen die Volksmasken herbei, um sich einen schicklichen Platz zu erkämpfen, von dem sich das glänzende Schauspiel mit ansehen läßt. Sie klettern, wie es in Shakespeares Cäsar heißt:

„Hinauf auf Mauern und Zinnen,
Auf Thürme, Fenster ja auf Feueressen,
Die Kinder auf dem Arm,"

um sich an dem Triumphzuge des römischen Kaisers zu erfreuen. Denn von jeher war das Maskenvolk kindisch lüstern nach bunter Theatergarderobe, und darum spielt auch in der Geschichte des Weltcarnevals, ein rother Lappen mit einigen goldnen Flittern, oft eine größere Rolle als der damit bekleidete Schauspieler.

Das besessene Volk drängt und preßt fürchterlich. Man hört den Angstschrei, das Todesröcheln von zertretenen Frauen und Kindern, die in dem wogenden Gedränge niedergeworfen sind. Aber die Schauwuth der Massen kennt kein Erbarmen! „Falle wer fällt; wenn wir's nur unsern Kindern, Enkeln und Urenkeln einst erzählen können. „„Wir haben den rothen Mantel des römischen Kaisers gesehen!"" — Die kaiserlichen Trabanten, an den glänzenden Helmen und Reichsadlern auf Brust und Rücken von allen Seiten kenntlich, eröffnen gewaltsam mit ihren Hellebarden eine Gasse unter dem Volksknäuel. — Der Volksenthusiasmus wird nämlich bei dergleichen Gelegenheiten gewissermaßen am Spalier gezogen. — Der Zug ist so prachtvoll, wie ihn nur ein Hoftheater-Intendant zu liefern im Stande ist. — Pferde und Menschen sind mit ihren herrlichsten Schabracken belegt, Alles mittelalterlich befranset, betroddelt und befiedert. — Historiker, die nicht die Contrerevolution, sondern das Conträre der Revolution wollen, versichern, daß dieses mittelalterliche Kostüm nicht blos poetisch ehrwürdig, sondern auch eine Garantie sey für die geistige Ruhe der

Welt. — Sie haben nicht Unrecht. — Die mittelalterlichen Menschen waren eine Art wandelnder Dome, mit bunten, architektonischen Façaden, voller Schnörkel, Knäufen und Spitzen. Alles rauschte, knisterte und klirrte an ihnen, so daß sie vor dem Lärm ihres eigenen Auftretens, das rollende Rad der Zeiten lange überhörten. Sie trugen gewissermaßen in dem massiven Kleidergebäude ihren eigenen Kerker immer mit sich, und konnten daher keine großen Sprünge machen, weder geistige noch andere. So ein moderner knapper Mensch aber, mit seinen kurz geschnittenen Haaren, mit dem faltenlos angegossenen Fracke und der glatten Cravatte, aus welcher der Kopf denkverlangend in die Welt hineinsieht, gehört schon der äußern Erscheinung nach der Bewegung an, und kann aus dem Grunde nicht genug beaufsichtigt werden.

Den Zug selbst, in seiner ganzen Programmsweitläuftigkeit, wollen wir nicht beschreiben, dafür wird schon der römisch-kaiserliche Hofzeitungsschreiber sorgen; aber die Maske des Hofredacteurs selbst ist zu interessant, um ohne Glossen durchzukommen. — Die literarischen Geschäfte dieses Mannes sind ganz eigner Natur. Er hat nicht bloß die Programme aller Hofmaskeraden und die Bülletins der Hofküche zu schreiben, und zur erbaulichen Lectüre für das ganze römische Reich drucken zu lassen, es liegt ihm auch ob bei jedem öffentlichen Hofschauspiele aus den Wolken glückliche Auspicien herauszudeuten, und die officiellen Himmelserscheinungen in dem amtlichen Theil seiner Zeitung mitzutheilen. Er ist der einzige Mensch im heiligen, römischen Reiche, dem es der Himmel unter allen Umständen recht machen muß.

Regnet es z. B. während dem Triumphzuge eines Kaisers, dann schreibt der Hofredacteur: „Der Himmel selbst weinte seine Freudenthränen auf die glückliche Erde hinab.“ — Scheint die Sonne, dann „lächelt der Himmel blau und golden, und weiß sich vor lauter Freuden nicht zu fassen.“ — Blitzt und donnert es, so bedeutet das eine Freudensalve Seitens der himmlichen Artillerie; schneit es, dann streut der Himmel selbst seine lilienweißen Blumen auf den Triumphator hinab; kurz, der arme Himmel muß, auf

Befehl des kaiserlichen Hofzeitungsschreibers, bei jedem großen Maskenzuge, wie ein gemietheter Lohnlakai, seine devoten Honneurs machen.

Der vortrefflichste Himmel jedoch für die galant feine Symbolik der kaiserlichen Hofzeitungen, ist ein solcher, der erst stark umwölkt erscheint, — es dürfen sogar einige Regentropfen fallen — und aus dem plötzlich, in einem gewissen, unbeschreiblichen Momente, die heitere Sonne, das Gewölk zertheilend, hervortritt. — So lange das heilige römische Reich besteht, haben sich die literarischen Hoflieferanten einen solchen Maschinenhimmel nicht entgehen lassen, um daran ihre schön stylisirten Phrasen zu hängen. Ja, es scheint wirklich, als ob der liebe Gott, aus Rücksicht für die Erdenmaskeraden, den Himmel, bei dergleichen Festlichkeiten mit Theaterwolken decorirt, aus welchen, auf ein Trompetensignal das große Himmelslicht plötzlich hervortreten muß. — Darum sollte auch — mag das Wetter sein, wie es wolle — kein vorsichtiger, deutscher Bürger mit seiner Frau Gemahlin zu einem sogenannten „großen Momente" gehen, ohne einen Regenschirm unter dem einen Arm, und einen Sonnenschirm unter dem andern. —

Außer den offiziellen meteorologischen Beobachtungen, hat der Hofzeitungsschreiber noch genau alle nassen Augen im Staate, mögen sie überlaufen, wovon sie wollen, zu zählen und in seiner Statistik der Volksthränendrüsen, unter der Rubrik „Freudenthränen" einzutragen. — In jedem nassen Auge muß sich ihm das Glück des Landes wiederspiegeln! —

Ueber den römischen Kaiser selbst und seinen rothen Mantel dürfen wir keine Glossen machen; das ist gegen das Maskengesetz. Vor dem Purpurmantel des Kaisers senken die Trabanten ihre Fahnen und Hellebarden und die Schriftsteller ihre Federn. Das Sprüchwort „De mortuis nil nisi bene" wird seit uralter Zeit bei den römischen Kaisern umgekehrt. — Aber ein bleicher Historiker folgt ihm schweigend, wie ein unheimlicher Schatten, auf allen seinen Schritten. Durch die geheimsten Gänge des Palastes schleicht er ihm nach; er steht hinter seinem Throne, wenn er regiert; er steht an seiner Tafel, wenn der Becher kreist; er drängt sich in sein

Boudoir und belauscht seine Träume. — Und von dem kaiserlichen Katafalke nimmt einst der Geschichtschreiber den kaiserlichen Mantel mit in sein einsames Studirzimmer. Ein Tacitus und Gibbon haben aus den Falten und dem Unterfutter des abgelegten Purpurs gar wunderbare Aufschlüsse für die Menschheit gegeben.

An der einen Seite des Kaisers sehen wir, nach alterthümlicher Sitte, auch den scheckigen Narren, mit seiner Schellenkappe, der das Privilegium genießt, seinem Herrn die Leiden des Landes spaßhaft vorzutragen, und seine trüben Wahrheiten mit kichernden Schellengeklingel zu begleiten. Seit die Völker jedoch angefangen haben Alles, was sie drückt, mit Sturmglocken auszuläuten, ist das Schellengeklingel der Narrenkappe für immer verstummt, — und die Kaiser lachen nicht mehr! —

Unter den Erzdienern, in der Umgebung des Kaisers, bemerken wir besonders einen reich galonnirten Höfling, der vertraute Rathgeber seines Herrn, dem er zur Seite geht und ihm lächelnd und devot Regierungsmaximen in's Ohr souflirt. Seine Brust ist mit vielen Sternen und Kreuzen geschmückt; diese weisen, wie die Sterne und Kreuze in Büchern, auf Anmerkungen unter dem Texte hin. Schlimm nur, daß die Anmerkungen nicht dieselben bleiben. Die reichen Noten der Gegenwart, verwandelt die Zukunft oft in einige kleine, ironische Fragezeichen, oder vergißt sie ganz und gar und — den Text dazu. — Und seht Euch die Larve selbst an! Wie markirt und scharf ist Alles darauf ausgeprägt! Wie könnt Ihr alle Leidenschaften des potenzirten Höflings, in den Runzelhieroglyphen verfolgen, die sich über das lakirte Antlitz hinschlängeln! — Und dies dämonische, versteinerte Lächeln, wie unheimlich ist es in die metallgrünliche Larve eingegraben!

Ach, glaubt mir, das ist die unglücklichste Figur auf dem ganzen Lebenscarnevale; unglücklicher als jene tragische, eiserne Maske, unter der Regierung Ludwigs XIV! —

Die andern Masken des Lebens können doch, nach ihrem Tagewerke redlicher Arbeit oder mühsamer Heuchelei, wenigstens im Schlafe ihr menschliches Antlitz zeigen. Man hat Beispiele, daß ein grämlich

grauer Schulmann, der Kreuzträger der grammatisch sündigen Welt, im Schlafe gelächelt hat, wenn ihm statt synkopirter Formen, Optativen mit ἂν und wunderbaren Aoristen, im seligen Traume die goldne Zeit der griechischen Fabel sich erschloß, und er genoß viel des lieblichen Nectars aus dem Mischkruge, und küßte keck die griechische Helena und stimmte mit ein, in das unauslöschliche Gelächter des Olympos, bis er, von seinem eignen Lachen erschreckt, aus dem Schlafe auffuhr, und sich schalt ob der Allotria, zu denen ihn der frivole Traumgott verleitet. — Auch Censoren können im Schlafe lächeln und träumend Schmollis trinken mit der ganzen demagogischen Literatur. — Die Feenköniginn Mab besucht das Lager aller gequälten Menschen, und küßt ihnen im Schlafe die Leiden des nüchternen, wachen Tages weg; nur der arme Rathgeber des Kaisers schläft, wenn er überhaupt schlafen kann, mit seiner schweren, eisernen Larve auf dem Gesichte, mit dem unwandelbaren, devoten Lächeln und den eingegrabnen Zügen der heuchlerischen Diplomatie! — Könnte ihn doch des Kaisers Page im Schlafe wecken und zum Herrn bescheiden; wo sollte denn der Höfling sein Courgesicht gleich hernehmen, wenn er auch nur für Augenblicke die Maske lüften und Mensch seyn wollte!! —

Doch auch das Lebenscarneval hat seinen Aschermittwoch, an welchem alle armen, müde gehetzten Masken, auf immer von ihren Larven erlöst werden. Dann erscheinen die Menschen erst mit ihrem ungeschminkten, ehrlichen Gesichte — der Todtenmaske! —

Zweimal im Leben ist der Mensch ganz wahr. In der Wiege, wo er die goldene Visionen seines Kinderparadieses noch lächelnd verträumt, und im Sarge, wenn die Spuren des letzten, schweren Kampfes um eine kurze Erdenstunde aus dem bleichen Gesichte gewichen sind, und die Züge der kleinen und großen Leidenschaften und Schmerzen des Lebens unter der Hand des Todesengels, sich beschwichtigt haben zur plastischen, marmornen Ruhe. — Dann hat der Schein seine Rolle ausgespielt. Die Sklaven der Lüge werden erst im Sarge frei, denn nur als Leichen werden die armen Menschen, vom Kronen= bis zum Sackträger, emancipirt! — Nur die wahrhafte Größe

läßt auf dem verklärten Leichenantlitz eine Spur zurück, die der Titanengeist eines Menschen darauf ausgearbeitet. — So zittert auf der Todtenmaske Napoleons noch ein stolzer großer Gedanke, und die fein geschlossenen, bleichen Lippen scheinen sich öffnen zu wollen, um der Weltgeschichte ein inhaltsschweres Blatt zu dictiren! —

Aber wenn in späten Jahren zwei Todtengräber an einem frischen Grabe schaufeln, und dabei ein lustiges Liebesliedchen singen, dann trifft es sich wohl, daß sie unter den Schädeln einer längst heimgegangenen bunten Carnevalsgesellschaft, den Schädel Yoriks, des Königs Spaßmachers herausfinden. Und ein tiefsinniger Prinz Hamlet hält über den grinsenden Todtenkopf seine melancholische Aschermittwochspredigt, und glaubt daran, daß Alexanders Schädel in der Erde nicht anders aussah, als der Schädel des armen Narren! —

Unser goldnes Zeitalter.

Wie alt diese unsre Erde, die wir Welt nennen, gegenwärtig eigentlich sey, das wissen selbst die deutschen Philosophen und Theologen nicht, die sonst Alles wissen. Diese Unkunde ist ein wahres Nationalunglück zu nennen. Es entgehn uns nämlich auf solche Weise die herrlichsten Jubiläumsfestlichkeiten zur Feier der Weltschöpfung: Festprogramme, Toaste, Rinderfilets und Plumpudding, Gedichte auf Rosapapier und liebliche Zeitungsartikel. Denn das ist sicher, wenn uns bekannt wäre, an welchem Tage die Sonne zum ersten Male aufgegangen über die glücklichen Gefilde von Tibet und Kaschmir, wo die Wiege der Menschheit gestanden haben soll, so würde nicht bloß alljährlich der Geburtstag dieser sündigen und dabei besten Welt, mit viel Essen, Trinken und Singen gefeiert werden, sondern mehr noch jedes fünf und zwanzig-, funfzig-, hundert- und tausendjährige Erdenjubiläum. Wir Deutsche besonders würden uns von der Polizei die Erlaubniß, der Erde zu ihrem Wiegenfeste ein Ständchen bringen zu dürfen und einige Gendarmen zur Eskorte ausbitten, was uns gewiß von einer hochlöblichen Polizeibehörde nicht abgeschlagen wird; ja, die Erde bekäme für das Verdienst, mit jedem Jahre auch ein Jahr älter geworden zu seyn, zu ihrem Kreuze, das sie nun schon so lange trägt, vielleicht noch die Schleife. —

Alle diese „rührenden und erhebenden Feierlichkeiten“ (wie die Staatszeitung sich in einem ausführlichen Jubiläums-Referate, unter der Rubrik: „Inland“, ausdrücken würde) entgehn uns lediglich und allein, durch die unverantwortliche Unwissenheit der deutschen Gelehrten über den Geburtstag unsrer Erde; woraus zu ersehn ist, daß die Examina noch immer nicht streng genug sind.

Aber das wissen wir, daß die Erde einmal eine Kindheit hatte, eine fröhliche, glückliche Kindheit, wie sie nicht wieder kommt. — Die alten Dichter, die niemals die Unwahrheit gesungen haben, erzählen uns viel davon. Ach, es war eine selige Zeit! — Es gab damals keine Referendarien und Consistorialräthe, keine Uniforms- und Schulcommissionen, es gab nur Menschen, die in der frischen Luft ihres Daseins den jungen Erdenfrühling genossen, und die ihre goldnen Kinderträume in der Wirklichkeit wieder fanden. Die Erde war ein Feengarten, voll der wunderherrlichsten Blumen und Früchte, die Rosen und das Leben waren damals ohne Dornen, und die Sonne braute mit ihren warmen, weichen Strahlen noch kein Gift aus dem kühlen Safte der Pflanzen und dem heißen Blute der Menschen. — „Die glücklichen Erdenkinder spielten furchtlos mit den bunten, klugen Schlangen, die anmuthig durch Blumen schlüpften, und in den Mähnen des Löwen, der fromm war wie ein Wappenlöwe. Alles gehörte ja ihnen an, und war zu ihrer Lust geschaffen“, wie das klingende Wiegenmährchen erzählte, das durch die ganze Schöpfung ging. —

Die Götter selbst, die damals gar nicht so aristokratisch vornehm waren, wie die großen und kleinen Götter unsrer Ranglisten, hatten ihre Freude an dem schönen Erdenfrühling und den kindlichen Menschen darauf. Sie stiegen hernieder aus ihren hohen Wolkensitzen, und gingen wie **Harun al Raschid, incognito**, mit dem Stern unterm Rocke, auf verliebte Abentheuer aus unter den Sterblichen, wie es uns in der **Chronique scandaleuse** des mythologischen **Oeil de boeuf** so anmuthig erzählt wird. — Und konnten die glücklichen Menschen auch nicht für immer auf ihrer schönen Erde weilen, so starben sie doch nicht pathologisch langweilig, nach allen

Regeln der Medicin, oder wunderbar kurzweilig an einer Dosis von 2 Drachmen kali hydrocyanicum und wurden dann in einem schwarzen Sarge, unter Eskorte schwarz bewickelter Leichenbitter, hinausgefahren vor's Thor, um bis zum jüngsten Tage eingescharrt zu werden; die Götter selbst küßten ihnen lächelnd das Leben weg, oder verwandelten sie in flüsternde Lorbeerbäume, in munter geschwätzige Quellen und sonstige anmuthige Erdendekorationen, oder versetzten sie als leuchtende Sterne an den Himmel selbst.

Die Dichter nannten diese selige Kindheit der Welt, das goldne Zeitalter. Denn das Gold war damals die edelste Metallblüthe der Erde, ein erstarrter, leuchtender Sonnenstrahl, aus dem der Götterbote sich seine geflügelten Sohlen machte, und nach dem die spielenden Erdenkinder lächelnd griffen, ohne etwas von seinem Münzwerthe zu ahnen.

Diese schöne, goldne Zeit ist uns für immer verloren, höchstens finden wir noch einige Spuren davon in den Schulausgaben alter Classiker. Selbst die Berliner ästhetisch-historische Schule, die jetzt genial genug ist, über das Mittelalter hinaus zu gehn, und sich dem lockern Hellenenthume zuzuwenden, wird es niemals bewirken, daß die Götter des Olymps sich herablassen, auf der Hasenhaide zu wandeln. Mögen sie die ganze Mythologie in fleischfarbnen Tricots als Ballet tanzen lassen, mag Raupach Hesiods Theogonie oder gar Kreuzers Symbolik, in fünffüßigen und fünfactigen Jamben, mit Vor- und Nachspiel, auf die Bühne bringen, mögen die Mitarbeiter an der Evangelischen Kirchenzeitung, aus gewissen Mentalrücksichten, zukünftig nur beim Zeus und beim Styx schwören, wenn sie irgend einen rationalistischen Ketzer excommuniciren wollen, mag die ganze Armee mit griechischen Helmen bekleidet werden, nach dem Muster derer, die auf dem Friese des Parthenon figuriren; die von der Erde verscheuchten Götter werden niemals mehr zu uns zurückkehren und uns den einmal entschwundenen Erdenfrühling wieder bringen, und zwar, nicht bloß weil sie sich *unsrer schämten*, sondern auch weil sie sich *vor uns* schämen. Denn wir sind den Göttern viel zu klug geworden, wir

haben mehr gelernt als sie, die, wie man aus sichern Quellen weiß, nicht einmal schreiben und lesen konnten. Pallas Athene selbst würde bei dem einfachsten Examen in einer Pensionsanstalt für Töchter höherer Stände total durchfallen, da sie auf die gewöhnlichsten Katechismusfragen die Antwort schuldig bleiben müßte, und außerdem auch keine französischen Vokabeln gelernt hat.

Wir sehen demnach, Alles wiederholt sich nicht im Leben, wie einige Philosophen behaupten wollen; wir können weder entschlafne Zeiten noch Ideen, weder Götter noch Menschen aus ihren Gräbern erwecken. Der olympische Zeus bleibt für uns eben so hartnäckig todt, wie Friedrich der Große. Aber alles findet seine Parodie im Leben — Zeus wie Friedrich der Große — und das ist der bittre Sarkasmus in der Weltordnung und Weltgeschichte.

Wenn wir daher unsre Gegenwart das „goldne Zeitalter" nennen, so werden Banquiers und Wechselmäkler uns leichter verstehn, als Poeten. — Ja, wir meinen das harte, kalte Gold, das die Seele unsrer Zeit ist; jenes dämonische Metall, das die ganze Menschheit in unheimlich galvanische Zuckungen versetzt, und das dem wirren Treiben des Tages seine krampfhafte Bewegung verleiht. — Sollten uns hier scharfsinnige Denker der doppelten, italienischen Buchhaltung kritisch bemerken, daß nicht bloß Gold die Welt regiere, sondern auch Silber und Papier, wie z. B. preußische Thaler, Rubel, Tresor- und Staatsschuldscheine, Pfandbriefe, Metalliques u. s. w., so wollen wir diesen im Vertrauen mittheilen, daß wir unserm Zeitalter das Beiwort „golden" als epitheton ornans (die geehrten Damen werden diesen schweren Ausdruck aus den Toilettgeheimnissen der Grammatik freundlich verzeihen) angehängt haben, um damit unsrer industriösen Zeit auch das poetische Goldagio verdienen zu lassen; daß wir aber sehr wohl wissen, wie Coupons auch gar nicht zu verachten sind.

Ueber den Ursprung des gemünzten Goldes oder Geldes lautet folgende Sage:

An der Wiege des ersten Kindes, das nach dem Sündenfalle geboren wurde, standen die guten Engel, die dem, aus seinem Eden

vertriebenen Menschen, noch nicht ganz abhold geworden waren; aber auch Satan fehlte nicht unter ihnen. — Und jeder brachte dem Kinde eine himmlische Gabe, um es für sein schweres, dornenvolles Erdenleben zu stärken und zu trösten. Und sie schenkten ihm die Liebe, die Thränen des Schmerzes wie der Freude und die Hoffnung und alle Tugenden, welche Frieden in die bekümmerte Brust des dem Schicksale nun hingegebnen Menschen gießen konnten. Da trat auch Satan hinzu und gab dem Kinde seinen Judaskuß, und legte ein blankes Goldstück auf die Wiege. Das Kind aber streckte gierig seine Hand nach dem glänzenden Golde aus und wandte sich ab von seinen guten Genien. Da entflohen die Engel weinend über das arme Kind, das schon in der Wiege nach dem glänzenden Sündengolde gegriffen, und wurden seit der Zeit nicht mehr unter den Menschen gesehn. Satan aber lächelte zufrieden, wie ein Teufel lächeln kann, und er ist unter den Menschen geblieben und wer ihn sehn will, der kann ihn noch heutiges Tages finden. — So wie die Menschen sich nun vermehrten, vermehrten sich auch die Goldstücke. Aber jeder wollte sie gern alle allein besitzen, und sie würfelten darum und verspielten ihren Antheil an der Erde und am Himmel und feindeten sich an und mordeten sich, Alles um die blanken Metallmünzen. Da entstanden auf der Erde, Geiz, Habsucht, Hochmuth, Neid, Heuchelei und alle käuflichen Laster; und die Spuren seiner Entwürdigung zeigten sich bald auf dem Antlitze des Menschen, das ursprünglich nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen war. Auch die Poesie, die Himmelstochter, die vor dem alle Menschen als Trösterin auf der Schmerzenslaufbahn des Lebens begleitete, flüchtete sich entsetzt vor dem rohen Treiben der nach Gold haschenden Menge, zu den wenigen verlachten und ausgestoßenen Träumern, die auf Erden nichts weiter besaßen, als ihren Himmel. Und sie fand eine gastliche Aufnahme an dem Heerde blinder Sänger und in den Dachstuben armer Dichter. — Der Goldmensch aber, statt in die Saiten zu greifen und seinen Schmerz, wie seine Lust in klingenden Tönen wieder zu geben, benutzte seine zehn Finger dazu, um das Decimalsystem zu erfinden

und Procente zu berechnen. Das Motto der Welt und der Weltgeschichte wurde die Spielermaxime: „Corriger la fortune“ und sie ist es noch bis auf den heutigen Tag, oder richtiger, sie ist es mehr als je am heutigen Tage unsres goldnen Zeitalters! —

Seitdem das Gold ein Schibolet der Menschheit geworden, fiebert die Welt in krampfhaften, nicht zu beschwichtigenden Zuckungen. Die Menschen sind von einer dämonischen Unruhe, von einem kranken, unersättlichen Gelüste nach dem goldnen Metalle erfaßt, das sie nicht wieder los läßt. Mit der Wünschelruthe in der Hand spüren sie unaufhaltsam, Tag und Nacht, nach den verborgenen Goldadern der Erde, und wo sie eine Spur zu finden glauben, da reißen sie unbarmherzig den Boden auf und kümmern sich nicht um die friedlichen Hütten und das stille Glück, das sie mit aufwühlen. Und wie sie gierig und unaufhaltsam in den Schachten der Erde nach Gold graben, werden sie von der Schwadenluft giftig angehaucht und die bösen Kobolde und Gnomen ängstigen gar sehr die armen, unersättlichen Menschen, die so lange schaufeln und graben, bis sie endlich, wie unser Schiller sagt, „ihr Grab sich graben.“

So ist das Gold der Tyrann der Erde geworden, und mißhandelt den mütterlichen Schooß, in dem es gezeugt. So sind die Goldmenschen, die Glück bei ihren Schatzgräbereien hatten, die Despoten ihrer armen Mitmenschen geworden. Sie erndten mit Freuden ein, was die fleißigen Arbeiter mit Thränen gesäet, und halten sich für die rechtmäßigen Majoratsherren der Schöpfung und ihre enterbten Brüder für die Sklaven in ihren Goldminen. —

Unsre moderne Civilisation mag sich immerhin viel darauf zu gute thun, daß sie alle Höhen abträgt und nach dem Principe einer ideellen Gleichheit, nivellirt. Die Urwälder unsrer altehrwürdigen, deutschen Vorurtheile werden immer mehr gelichtet. Riesige, tausendjährige Stammbäume fallen unter den Axtschlägen der fleißigen, industriellen Arbeiter, die jedes Fleckchen des wüstliegenden Geistesbodens urbar machen wollen. Selbst an den Sinai und an Gol-

gatha haben die kühnen Minirer der Gegenwart ihre Hand gelegt, sie wollen diese, in den Himmel ragenden Chimborassos der Weltgeschichte ebnen, wie den Weg von Mecca nach Medina. Aber je geebneter und lichter der Boden der Erde und des Geistes sich gestaltet, desto gigantischer steigt der goldne Götze empor, dem alles in sklavischer Ehrfurcht dient, und der grausamer als der Moloch, die schmerzlichsten, blutigsten Menschenopfer für sich verlangt. Seht die verzückten Philister, wie sie jauchzend in ihrem Börsentempel den Götzen umtanzen, ihm ihre Lobgesänge singen, vor ihm niederfallen und ihn anflehen, daß er Mißwachs schicke über die Welt, damit das aufgespeicherte Getreide sich in Gold verwandele, daß Vernichtungskriege ganze Nationen ausrotten mögen, damit kein anderer das heilige Monopol mit Taback und Heringen zu handeln, an sich reiße. — Und unser Zeitgeist, ein geblendeter Simson, steht daneben, an eine Säule gelehnt. Aber er fühlt nicht wie die Philister ihn höhnen, und er nimmt nicht in heroischer Verzweiflung seine Riesenkräfte zusammen, um sich und die Diener des schnöden Goldes unter den Trümmern des Götzentempels zu begraben, denn blind wie unser Zeitgeist ist, hält er den Philisterenthusiasmus für ein Hosianna, gerufen dem Gotte seiner Idee! —

Ja! Die Weltgeschichte der Gegenwart wird an der Börse gemacht oder „notirt", wie der technische Ausdruck ist. — Es gibt noch gar närrische Enthusiasten unter den Völkern, welche glauben, sie könnten sich eine Zukunft erkämpfen durch den Schweiß und das Blut, das sie an den Barrikadentagen reichlich vergossen, und durch die theuren Todten, die im Kampfe für die Souveränität des Rechtes gefallen. Die Thoren! — Sie wissen nicht, daß Herr von Rothschild auf jedes Blatt der neueren Geschichte erst sein vidi oder sein censorisches imprimatur schreiben muß, bevor es Geltung für die Welt erhält, und daß er, ein Dictator auf dem Schlachtfelde der Tagesereignisse, die Parole und den Tagesbefehl auf einen Courszettel dictirt! Wann werden die Völker einmal klug werden und einsehen, daß ihnen ihr Schicksal nicht auf den klingenden Schalen der Gerechtigkeit, sondern auf der Goldwage mit dem gleißne-

rischen, schwanken Zünglein zugewogen wird? Wie lange sollen noch die Mäkler und Wechsler auf dem Rialto die enthusiastischen Nationen auslachen, welche sich im Kampfe verbluten, bloß um die Staatspapiere zum Steigen oder zum Fallen zu bringen? — Gibt's denn kein Bedlam für die thörichten, von ihrer fixen Freiheitsidee verfolgten Völker? —

Wir können nicht alle Goldadern verfolgen, die sich labyrinthisch durch die Geschichte unserer Zeit verschlingen. Auch ist's gar unheimlich, mit dem Grubenlichte in der Hand, hinabzufahren in die feuchten, von giftigen Dünsten erfüllten Goldbergwerke, die unsere ganze moderne Civilisation unterminiren. Wer kein Bergmann ist, sollte sich auf ein so gefährliches Unternehmen nicht einlassen, außerdem würde eine flüchtige Stunde nicht hinreichen, um in dem Labyrinthe ohne Ariadnefaden sich zurecht zu finden.

Wir wollen daher unser goldenes Zeitalter mehr noch in seinen engern socialen Beziehungen schildern, und wie es die elegante Typographie der Neuzeit fordert, mit Illustrationen ausstatten.

Es ist wahrlich ein gefährliches Ding für einen Schriftsteller oder Redner über oder (eben so richtig) gegen die Aristokratie des Geldes zu schreiben und zu sprechen. Denn einmal könnte man ihm allerlei höchst parteiische Motive unterschieben, die ihn zu seinen unmuthigen Aeußerungen über das schöne Geld und dessen Besitzern veranlaßt; ja die raffinirte Perfidie des Scharfsinns könnte gar auf den Gedanken kommen, daß der Redner oder Schriftsteller in seinem ganzen Leben noch keinen Coupon abgeschnitten, und daher das Gefühl gar nicht zu würdigen wisse, was es heißt: mit einem einzigen Schnitt der Papierscheere die schönen, wuchernden Procente einzuärndten.

Zweitens könnte es dem Redner oder dem Schriftsteller gegen den Reichthum begegnen, daß die von einem gutmüthigen Humor plötzlich ergriffene Göttinn des Glückes, aus purer Ironie einmal ihr Füllhorn über ihn ausschüttet, und ihn selbst, er mag nun wollen oder nicht, zum reichen Manne macht. Wenn auch sehr unwahrscheinlich, ist's doch nicht ganz und gar unmöglich, daß ein

Dachstuben-nistender Literat, der sich in dem weltschmerzlichen Bewußtseyn dringender, unquittirter Schneider- und Wirthsrechnungen weltmüde ins Bett gelegt, als reicher Mann, mit vornehmen Beletagegefühlen und mit viel Lebenslust und Lebensübermuth wieder aufsteht. Denn ist leider auch die schöne Periode vorüber, in welcher ein unbekannter, krösusreicher Onkel in Surinam am gelben Fieber sterben mußte, um einen armen Schlucker von Neffen in Treuenbrietzen oder Stolpe zum Millionär zu machen, so könnte doch noch in unserer Zeit, durch den achten Antheil am großen Loose ein armer Teufel plötzlich in einen reichen verwandelt werden, oder ein Literat könnte unerwartet von dem großmüthigen Verleger sein erstes schriftstellerisches Honorar von 10 Fr.d'or für ein 20 Bogen dickes Buch erhalten, eine Summe, welche die sanguinische Geldunbeholfenheit des deutschen Federarbeiters (wir meinen jedoch keine Pteroplasten) für eine unerschöpfliche zu halten pflegt. — Doch ist gerade dieser zweite Grund, daß ein armer Teufel wohl ziemlich, doch keineswegs ganz gesichert sey gegen einen plötzlich über ihn hereinbrechenden Reichthum gerade auch eine ziemliche Widerlegung des ersten.

Vom Standpunkte der Geldaristokratie aus gesehn, gibt's in der Welt nur zwei Classen zweibeiniger und zweihändiger Wirbelthiere, die aufrecht gehn und sehr ähnlich sind dem gerupften platonischen Hahne: Reiche oder Menschen und — Lumpen. — Wozu der liebe Gott überhaupt die Lumpen in die Welt gesetzt, das ist dem Reichen, der sich sonst über nichts so leicht den Kopf zerbricht, unerklärlich geblieben. Aber davon hält sich die Geldaristokratie überzeugt, daß der Lump nicht am sechsten Schöpfungstage geschaffen wurde, als die Welt mit dem großen und kleinen Himmelslichte und allem was zum Comfort des Lebens gehört, schon vollständig meublirt war, sondern, daß er mit dem Gethier und Gewürm, das auf Erden kreucht, einen und denselben Geburtstag habe. — Sonst sind die Gelehrten über die Naturgeschichte der Lumpen noch sehr im Dunkeln. — Mikroskopische Untersuchungen haben ergeben, daß eine Art von Lumpen mit einer fadenscheinigen, durchlöcherten Hülle bekleidet ist, daß sie Schwielen an den Händen haben, was von der

Arbeit herkommt, und daß ihr Magen größtentheils leer sey, was sich vom Hunger herschreiben soll, daß sie aber sonst athmen, sich fortpflanzen und sterben, ganz so wie die Menschen, d. h. die Reichen. — Das ist die niedrigste Lumpenspecies, die überall, auch in Deutschland trefflich gedeiht, und fast noch in größerer Fülle sich vorfindet als die Kartoffel.

Andre Lumpenarten, die fast wie Menschen aussehn und einen Nichtkenner leicht täuschen könnten, werden von dem glücklichen Instincte des Reichthums bald erkannt und gebührender Weise verachtet. —

Aus der Naturhistorie des reichen Menschen können wir die charakteristischen Hauptzüge nur flüchtig angeben, da eine detaillirte Monographie zu weit führen würde. —

Ein reicher Mann unsrer Zeit, vom ächten Wasser, wird mit beiden Händen in den Hosentaschen geboren. Sein Herzbeutel ist gewöhnlich eben so leer, als sein Geldbeutel gefüllt ist. Der Magen ist schon sehr früh bei ihm entwickelt und erweckt die gerechtesten Erwartungen. — Er ist gewöhnlich ein Wunderkind und lernt auf eine erstaunlich schnelle Weise die doppelte italienische Buchhaltung. Er ist auch nicht ohne poetischen Enthusiasmus und Durst nach großen Thaten. Wenn er in dem Plutarch der Gegenwart blättert, verweilt er hingerissen bei der Biographie der Gebrüder von Rothschild. Die goldenen Lorbeeren dieser Börsensieger lassen ihn nicht schlafen. — Die reichen Jünglinge und Jungfrauen heirathen gewöhnlich nur untereinander. Nicht selten werden sie wie Erbprinzen und Erbprinzessinnen auf diplomatischem Wege zusammengebracht. Das reiche Mädchen liebt ihren bestimmten Gatten schon im Bilde, wenigstens gebietet ihr die strenge Etiquette des Reichthums ihn zu lieben, wenn er, wie ein Heiliger aus der altdeutschen Schule, nur auf Goldgrund gemalt ist. Mögen die Züge auch eben so dumm und hölzern Einem entgegenstarren, wie die altdeutschen Heiligen und Märtyrer, die goldne Glorie macht alles gut. — In dieser hingebenden Liebe, die fast noch reiner ist als die platonische, drückt sich viel rührender Kunstenthusiasmus aus.

Bis zu dieser mariage à la mode reicht die Romantik im Leben der Reichen, von da ab ist nichts Interessantes weiter wahrzunehmen. Der Mann geht täglich an die Börse und „macht Geld", wie der Engländer sagt, und die Frau leidet, gebührender Maßen, an schwachen Nerven und sonstigen pathologischen Luxusartikeln. Die Parze spinnt den goldnen Lebensfaden der Reichen bis zur Langenweile lang aus, bis endlich das Klirren ihrer Scheere den schon lange praenumerando trauernden Erben die betrübte Gewißheit gibt, daß die Königin im Hamlet Recht hat, ihren melancholischen Sohn mit den Worten zu trösten:

„Du weißt, es ist gemein: was lebt, muß sterben,
Und Ew'ges nach der Zeitlichkeit erwerben!" —

So weit nur flüchtige, allgemeine Grundzüge aus der Naturgeschichte der Reichen. Um indeß mehrere der interessantern Species vom homo dives, wie die Naturhistoriker sich ausdrücken, kennen zu lernen, lassen wir hier noch eine Reihe von Illustrationen und Bildern aus unserm goldnen Zeitalter folgen, da unsre Zeit es ja überhaupt liebt, in Bilderbüchern zu blättern, und sogar anfängt, die graue, langweilige Theorie mit bunten Farben zu coloriren.

Das erste Bild stellt ein Exemplar von reichem Schlemmer (Homo dives gulosus nach Cuvier) vor. Wir sehen hier einen sogenannten Menschen, den die Natur mit gewaltigen Kiefern, dicken Unterlippen und sehr vielem Gelde begabt hat. Der Magen ist souverän an ihm, oder richtiger in ihm, der ganze übrige Körper ist nur nothwendige Zuthat oder überflüssige Decoration. Die Beine dienen nämlich als Gestell des Magens, die Hände zum Theil als Fühlhörner, zum Theil als Henkel, der Kopf ist als bloßer Deckel zu betrachten, und die Augen im Kopfe als die Fenster, aus welchen der Magen, der, um sich Bewegung zu machen, dieser Menschenart oft in den Kopf steigt, die lachende Aussicht auf eine wohlbesetzte Tafel genießen kann. Dieser Magenmensch veranschaulicht auf's Schlagendste die bekannte Fabel,

mit der Menenius Agrippa das aufsätzige römische Volk zu beschwichtigen wußte. — Wie Jacob Böhm durch ein contemplatives Hinschauen auf einen zinnernen Teller zum Beweise vom Dasein Gottes gelangte, so offenbart sich auch ihm sein Gott in jedem Teller, der mit einem leckern Lieblingsgerichte gefüllt ist. Er bewundert die Allmacht Gottes, die den ostindischen Schwalben den Instinct gegeben ihr Nest aus gewürzreichen Moosen und Gallerten zu bauen, und hält die Auster für das edelste, vollkommenste Thier der Schöpfung, indem er gar nicht begreift, wie man dazu gekommen, den Löwen, von dem man höchstens Pomade für Kahlköpfe und unschuldige Fähndrichs-Oberlippen machen kann, für den König der Thiere zu halten. Ueberhaupt ist er von keinen poetischen und historischen Vorurtheilen befangen. Eine Straßburger Gans, mit ihrer künstlichen Leberkrankheit, ist ihm lieber als alle Gänse, die das Capitol gerettet, und er zieht einen farcirten Indian bei weitem dem Vogel der Minerva vor, der in der Küche zu Nichts anstellig ist. Am meisten aber ärgern ihn die Poeten, daß sie lauter ungenießbares Unkraut, wie Maiblümchen, Vergißmeinnicht, Lilien und Rosen besingen, indem doch großer Spargel und Kopfsalat viel würdigere Gegenstände für die Lyrik wären. — Da er keine andere Bewegung liebt, als die peristaltische, so ist ihm die liberale Beweglichkeit unserer Zeit unausstehlich, obgleich er sonst in seinen Ansichten ein wahrer Cosmopolit ist, und vom Nationalhaß keine Idee hat. Er liebt die Russen wegen ihres Caviars, die Franzosen wegen ihrer Suppen und Pasteten, die Engländer wegen sehr vieler guten Eigenschaften, als da sind Turtle und Moc Turtle, Roast beef, Plumpudding, Pie und die vielen andern englischen Nationaltugenden, wie sie auf dem riesigen Küchenzettel bei einem Lordmayor-Schmause amtlich fungiren; er liebt die Pommern wegen ihrer Gänsebrüste, die Westphalen wegen ihres Schinkens, die Hamburger wegen ihres Rauchfleisches; nur gegen die Berliner hat er eine Art von Aversion, weil diese nichts anders produciren, als die plebejen Berliner Pfannkuchen, die sich wohl für Lieutenants eignen, die in aller Eile beim Conditor zur Wachparade eine Stärkung zu sich nehmen wol-

len, oder für unstäte Referendarien und Recensenten; aber nicht für einen soliden reichen Mann, der für sein Geld etwas Ausgesuchtes genießen will. — Uebrigens ist er nicht bloß Kunstkenner und Enthusiast in seinem Fache, sondern selbst ausübender Künstler. Er ist in die Geheimlehren der höheren Kochkunst eingeweiht, und legt, wie ein großer Bildhauer, gewöhnlich die letzte Hand an die Werke, welche nach seinen genialen Angaben in dem Küchenatelier gearbeitet werden. — Da er wohl weiß, daß es keinen Triumphator ohne Volk gibt, so ladet er zu dem Genusse von dergleichen Meisterwerken auch Gäste ein, zur Verherrlichung seiner Tafel. Selbst europäisch berühmte Gelehrte, für deren Titanengeist diese lumpige Erde mit ihren Kämpfen und Leiden viel zu klein ist, um sich um sie zu kümmern, verschmähen es nicht an der Tafel dieses reichen, Caliban ähnlichen Geschöpfes, alle glänzenden Gaben ihres Geistes und Witzes gegen eine großartige Indigestion auszutauschen, zu welcher alle Zonen der Erde, die beiden Indien, Straßburg, England, Rußland und Deutschland die kostbarsten Stoffe geliefert. Denn der Magen ist die Achillesferse des deutschen Gelehrten, die einzige Stelle, an der er sterblich ist. —

Es versteht sich von selbst, daß der reiche Schlemmer alle Menschen aus dem Grunde seiner Seele verachtet, die ihr ganzes Leben lang nur trocknes Brod essen, ja auch diejenigen, die Butter dazu haben. — Er weis't die Armen, die sich mit der dringenden Vorstellung an ihn wenden, daß sie doch leben müßten, eben so witzig mit der Antwort ab, die Voltaire in einem ähnlichen Falle einem dürftigen Dichter gegeben: „Ich sehe die Nothwendigkeit gar nicht ein!" —

Uebrigens ist ein solcher reicher Magenmensch keinen Augenblick dagegen gesichert, daß ihn der Schlag rührt, oder, daß er — — Hofrath wird! —

Das zweite Bild zeigt uns ein Exemplar von einem frommen Reichen (Homo dives pius nach Cuvier). Die Kennzeichen der zu dieser Species gehörigen Individuen bestehen hauptsächlich darin, daß sie nur unter frommem Seufzen ihre Procente eintreiben und

ihre Zinscoupons abschneiden, und daß ihre Augen, wenn sie nicht beschaulich auf dem Geldkasten ruhen, andächtig gen Himmel aufgeschlagen sind. Sie erkennen demüthig und zerknirscht die Hand des Herrn, die ihnen eine so schwere Prüfung auferlegt in den sündigen Gütern dieser sündigen Welt, und sagen, ergeben in das Unglück jährlich zwanzig- bis dreißigtausend Thaler zu verzehren zu haben: „Was der Herr thut, ist wohlgethan!" Mit besonderer religiöser Zuneigung verehren sie neue preußische Thalerstücke, aber bloß wegen der frommen Randschrift: „Gott mit uns", mit welcher diese Münzen versehen sind, und sie betrachten ihre reiche Sammlung von vielen Tausenden von Exemplaren dieser Münze, wie eine Art von silberner Bibelsammlung, was an den Codex argenteus des Ulphilas erinnern könnte. Uebrigens lassen sie sich's auch angelegen seyn, die Furcht Gottes in den Hütten der Armuth zu verbreiten, wenn auch nicht durch jene erbaulichen Thalerstücke, doch durch Buß-, Sabbath- und Mäßigkeits-Tractätlein, die sie unentgeltlich, als Surrogat für Hunger, Durst und Kälte, unter die Armen vertheilen lassen. Auch werfen sie, wenigstens jeden Sonntag, ihr Scherflein in die Armenbüchse, um sich die jenseitige Seligkeit mit einem anständigen Trinkgelde zu erkaufen, das sie dem Himmel geben. Denn die Pharisäer und Schriftgelehrten, die die Bibel nach ihrer Weise lesen, sagen: „Wohl wird ein Kameel niemals durch ein Nadelöhr gehen; der Reiche aber, und mag er einen Taillenumfang haben, wie der selige Abt von St. Gallen, wird durch die enge Oeffnung einer Armenbüchse eingehen in's Himmelreich!" —

Drittes Bild: Ein freigebiger Reicher (Homo dives liberalis). Die Individuen dieser Gattung sind zum Theil wirklich mit einer gutmüthigen Art von Instinkt begabt, zum Theil wollen sie sich auch vor sich und ihren Mitbürgern rechtfertigen wegen ihres Reichthums, dessen Ursprung oft in mythische Nebel gehüllt ist, und von dem man, wie von Schillers Mädchen aus der Fremde, nicht weiß, woher er kam. Die Appellanten an ihr Herz werden daher beständig an ihre Tasche verwiesen, welche die höchste Appellations-

instanz bildet. Das Herz selbst ist bei ihnen nur Vorurtheil, da sie sich alle Tugenden und Gefühle in baares Geld übersetzt oder eingewechselt haben. — Das hier abgebildete Exemplar, mit dem gewissenssatten, selbstzufriedenen Gesichte, und den beiden Händen, nach behäbiger Danziger und Hamburger Börsenmanier, in beiden Rocktaschen, scheint sich selbst zuzurufen: „Ich bin ein reicher Mann und dabei höchst wohlthätig!“ Und beides ist auch wahr. Er unterstützt Alles, was nur des Geldes zum Gedeihen bedarf; Wittwen, Waisen, Tänzerinnen, den Kölner Dom, das neue Bisthum Jerusalem, den artesischen Brunnen, durchreisende Künstler, die Kretins in der Schweiz, Abgebrannte, Bibelgesellschaften, projektirte Denkmäler u. dergl. — Obgleich er nur nothdürftig seinen Namen schreiben kann, figurirt dieser doch bei allen literarischen und artistischen Subscriptionen als sehr in's Gewicht fallende Unterschrift. — Es tritt ein literarischer Commis voyageur, der Pränumeranten für eine neue Uebersetzung des Shakespeare sammelt, zu ihm in's Zimmer, und bringt mit der Beredsamkeit eines Cichorienreisenden sein Anliegen vor. — „Shakespeare? — Wer ist der Shakespeare? — Gewiß irgend ein herunter gekommener Professor!“ — „Verzeihen Sie gütigst, Shakespeare ist schon lange todt!“ — „Also für seine arme Wittwe und Kinderchens? — Na, geben sie man her!“ und er zahlt pränumerando für 10 Exemplare, mit einer Art von scheinbarem Mitgefühl für die verwittwete Professorin Shakespeare. Zum Hermanns-Denkmal hat er eine sehr namhafte Summe beigetragen, weil er aus den Worten der Aufforderung zur Theilnahme an die Deutsche Nation, welche auf dem Subscriptionsbogen abgedruckt ist, nicht recht klug werden konnte, und sich fest einbildete, Se. Durchlaucht der Fürst Herrmann von Cheruskien ließen allerhöchst selbst diesen Bogen zur Unterschrift bei angesehnen Leuten circuliren. —

Diese bornirte Naivität des Reichthums ist übrigens nicht ganz unbrauchbar für die arme Welt, die einmal auf Almosen angewiesen ist zur Errichtung neuer Bisthümer und fürstlicher Denkmäler. —

Das vierte Bild stellt einen reichen Unwiderstehlichen vor (homo dives non tolerandus, wie Cuvier dieses Geschöpf etwas zweideutig nennt). Die vorliegende Zeichnung erinnert an die elegantesten Kupfer der Pariser Modejournale. Jeder Zoll in diesem Halbgotte, der als Sieger „die enge Welt beschreitet", ist von einem Meister unter den Schneidermeistern gearbeitet. Der Rock, angegossen und faltenlos, wie das Plätteisen, das ihn gebügelt; um den Schnitt der Inexpressibles könnte ihn ein junger Gardelieutenant beneiden. Das reiche Hauptharr, von dem man allerdings nicht weiß, auf welchem Kopfe es ursprünglich gewachsen, ist adonisirt und von wahrhaft poetischem Schwunge. Der Cravatte müßte Homer selbst das Prädicat „untadlich" zuerkennen, und kein gentlemangleicher Dandy dürfte gegen die weichen duftenden Glacehandschuhe etwas auszusetzen haben. Und giebt es wohl eine genialere Bornirtheit als die, welche um den zugespitzten Mund selbstgefällig lächelt? — Scheint er nicht eben das Lied des liebenswürdigen Bösewichts Zampa zu pfeifen: „Alles ist mir unterthan, wer kann wir widerstehen?" — Ein unerschütterliches, souveränes Goldbewußtseyn thront auf diesem Gesichte, auf welchem nie ein Gedanke auch nur eine leichte Spur des Geistes zurückgelassen. Er verachtet aus dem tiefsten Grunde seines Herzens alle Lumpen, welche nicht einmal 100,000 Thlr. reich sind, sie mögen seyn, wer sie wollen. Was kümmern ihn die dummen Gelehrten, die sich für ein jährliches Einkommen von 300 Thlr. zu Krüppeln studiren? — Was soll er sich viel aus dem verstorbenen Herrn von Schiller machen, (von dem das einfältige Volk so viel spricht) geht er selbst doch höchst intim und cordial mit einem wirklichen Geheimenrathe und mit Männern vom uralten Adel um, die ganz andere Leute sind als der bürgerlich geborne p. p. Schiller, der in seinem Leben nichts weiter geschrieben hat als Schillers sämmtliche Werke, die man für 4 Thaler in jedem Buchladen kaufen kann? Außerdem wäre es ihm, wie ihm seine zahlreichen Freunde, die er mit Austern und Champagner regalirt, aufrichtig versichern, sehr leicht auch dergleichen zu schreiben und zu dichten, wenn er sich auf solch dummes

Zeug überhaupt einlassen wollte, da er ein unwiderstehliches Genie zu Allem habe.

Seht ihn, wenn er die Straßen in seinem Siegerschritte durchwandelt und Ihr werdet Gelegenheit haben, die geistreiche erfinderische Art zu bewundern, mit der er, in den Kreisgraden, welche die Schwingungen seines Hutes beim Erwiedern eines Grußes beschreiben, das ganze hierarchische System darstellt, in das er die Menschheit eingetheilt hat. — Von dem Gruße eines notorischen Lumpen, d. h. eines Menschen, der sich von der Arbeit seines Geistes oder seiner Hände ernährt, nimmt er gewöhnlich gar keine Notiz (er scheint dann wohl so zerstreut, als ob er das Räthsel der Unsterblichkeit zu ergründen hätte) oder erwiedert ihn vornehm, mit nachlässigem Kopfnicken. Die übrigen Menschen begrüßt er, je nach ihrem bekannten Metallgehalte, mit größern oder kleinern Radienschnitten, die sein Hut beschreibt; vor dem Herrn von Rothschild jedoch würde er mit entblößtem Haupte und tiefer Verneigung, schon auf einer Entfernung von 20 Schritten Fronte machen. Seinen Namen „der Unwiderstehliche", hat er besonders von seinen wahrhaften Cäsarstriumphen bei dem schönen Geschlechte:

„Am Golde hängt,
Nach Golde drängt
Doch Alles" —

sagt Gretchen im Faust. Er vergleicht sich selbst oft (denn so weit reichen seine mythologischen Kenntnisse) mit dem Zeus, der im goldnen Regen siegte, obgleich er sich richtiger noch mit dem Zeus vergleichen könnte, der die Europa entführt hat. —

Auf dem fünften Blatte ist eine Theetischscene als naturgeschichtliche Illustration aus dem Leben der gebildeten Reichen dargestellt. Statt diese Gruppe zu detailliren und mit erklärenden Glossen zu begleiten, wollen wir lieber die vollständige Schilderung dieser gebildeten, sehr reichen Familie geben, die ein sogenanntes großes Haus macht. — Der Herr des Hauses, der in seiner Jugend mit seinen zehn Fingern vollständig ausreichte, um sein ganzes Handelscapital in Thalern zu summiren, ja oft noch manchen Finger überflüssig hatte, wurde durch sein angebornes finanzielles Ge-

nie, mit dem er das über sein Vaterland hereinbrechende Kriegsunglück für seine Speculation auszubeuten gewußt, ein Millionär, mithin ein vornehmer, geistreicher, aufgeklärter, hochgebildeter Mann. — Die innige Wahlverwandschaft des Geldes führte ihm eine sehr reiche Gattin zu, die gebildet genug war, Clavier zu spielen, französisch zu sprechen und schwache Nerven zu haben, und die ihn zum Vater zweier herangewachsener, hoffnungsvoller Töchter machte, welche, wie sich's von selbst versteht, und wie es ihnen mancher das Haus besuchende junge Militär oft auf Ehre versichert, durch Geist und Anmuth die Musen und Grazien beschämten. — Ein Mensch, der eine Million besitzt, wenn er auch mit dem Dativ und Accusativ für seine ganze Lebenszeit auf's Unversöhnlichste überworfen seyn sollte, ist zu Allem fähig, selbst dazu — ein Kunstenthusiast zu werden. Wenigstens behauptet unser Millionär von sich selbst höchst unpartheiisch, daß er die Kunst leidenschaftlich liebe und geborner Kenner sey. Er kauft porcellane Theetöpfe, Raphaels, ausgestopfte Eisbären, alte Großvaterstühle, venetianische Gläser, ganze Hünengräber, indianische Waffen, Schlafmützen aus dem Zeitalter Ludwigs XIV., Conchylien, Mumien u. dergl. m., ja er hofft mit der Zeit, den Franzosen, wenn sie Geld nöthig haben sollten, den Obelisk von Luxor abzuhandeln. — Obgleich er die Literatur nicht mit derselben Liebe umfaßt, wie die Kunst, so ehrt er doch die Schriftsteller aller Nationen dadurch, daß er ihren Werken in Prachtausgaben und in kostbaren Einbänden, eine sichere Sinecure in seinen Bücherschränken anweist, wo sie durch Niemand in ihrer Ruhe gestört werden.

Mit Hülfe seiner Gattin und seiner Töchter hat er sein Haus in ein kleines Ferrara umgeschaffen, wie es zu den Zeiten des Alfons von Este gewesen. Er hat nicht bloß sämmtliche Excellenzen der Stadt, einen hohen Adel und alle Honoratioren an sich gezogen durch die glänzenden Festins, die er giebt, sondern auch alle Künstler, Talente und Genies, ob durchreisend, oder ansäßig, finden bei ihm stete Protection. So hat er förmlich einen Hof um sich gebildet, und je nachdem die Soirées in seinem Hause mehr oder minder

feierlich sind, erscheint er mit seiner Gattin und seinen Töchtern, begleitet von der großen oder kleinen Cortége, oft unter dem Vortritte der Granden. Weder ihm, noch der ganzen Familie mundet eine Tasse Thee, die sie nicht mit irgend einer hochgestellten Respectsperson oder mit einer Celebrität des Tages theilen. — Ein junger, talentvoller armer Teufel von Dichter, der die Familiengelegenheiten besingen muß, macht den Tasso in diesem Ferrara und wird von den beiden Leonoren (wie wir die Töchter nennen wollen) nicht selten recht artig bekränzt, wenn lebende Bilder nach irgend einem neuen Stickmuster aufgeführt werden. — Doch wehe auch diesem Tasso, wenn er es wagen sollte, seine Augen mit andern Ansprüchen, als denen der Ehrfurcht zu erheben, zu einer von den Töchtern des gebildeten Millionärs. Er käme wahrlich nicht mit so heiler Haut davon, wie Göthe's Tasso aus seinem verliebten Schwindel. Denn in unserm goldnen Zeitalter ist der Abstand zwischen einer Millionärs-Tochter und einem armen Dichter viel weiter als die Kluft, welche die Prinzessinn Leonore von Este vom Sänger des befreiten Jerusalem trennte.

Moralisten haben oft, um die dürftige Menschheit und sich selbst zu trösten und vom Neide fern zu halten, dargestellt, daß der Reiche doch hienieden nur ein unglückseliges Wesen sey, im Vergleich mit der darbenden Tugend. — Das mag nun Alles recht hübsch und wahr seyn, obgleich es in dieser sündigen Welt nur sehr wenige Menschen geben dürfte, die einige Neigung in sich fühlen, die Tugendhaften um ihren obligaten Hunger zu beneiden. In Bezug auf unsern Millionär jedoch, ist dieser Moralgrundsatz durchaus unhaltbar. Er hat Alles, was er sich nur wünschen könnte, um glücklich zu seyn. Sehr viel Geld, ein pallastähnliches Haus, ausgestattet mit allen Erzeugnissen des verschwenderischen Luxus und der Ueppigkeit, eine elegante Equipage, höchst vornehmen Umgang, den Ruf als Kunstkenner und Kunstmäcen, ein Millionenbewußtseyn, was so viel ist als ein gutes Gewissen, nebst einem sehr guten Magen für Trüffelpasteten und Austern, eine eigene Loge im Theater, und da er außerdem wohlthätig ist, und den Armen bedeutende Sum-

men zuweist, wie man oft in den Zeitungen lesen kann, für sich und seine ganze Familie dereinst reservirte Sperrsitze im Himmel. — Seine Töchter haben theuren Unterricht in der Bildung gehabt, denn es ist an ihnen wahrlich nichts gespart worden. Sie spielen Clavier wie Liszt, tanzen wie die Taglioni, improvisiren wie Corinna, malen wie Raphael, sind genial wie Madame Dudevand und Göthe's Kind Bettina, und, wie der Herr Präsident neulich versicherten — höchst geistreich; schön versteht sich von selbst — der Vater ist Millionär! — Unter 500,000 Thalern oder einem äquivalenten hohen Geburts- oder Ranatitel werden sie auch an keinen Mann losgeschlagen werden. — Seine Frau ist eine musterhafte Gattin, die, trotz ihrer sehr schwachen Nerven, sich bestrebt, ihre geliebte, ungeheuer reiche Großtante, deren Universalerbin sie seyn wird, zu überleben. Kurz, wollt ihr eine glückliche, zufriedene Familie sehen, so blickt auf diese gebildete Millionengruppe; Ihr findet keine glücklichere in der Naturgeschichte der Reichen! —

Wir wollen das Bilderbuch, das noch bunte Figuren der verschiedensten Species reicher Wirbelthiere in Fülle enthält, nicht weiter durchblättern. In den Facettenaugen unsrer zersplitterten Civilisation brechen sich die Phänomene des Reichthumes in so mannigfaltigen Nüancirungen der Farbe und Gestalt, daß wir tausend und eine Nacht dazu gebrauchen dürften, um alle Erscheinungen durchzumustern, und wahrlich diese sind nicht so ergötzlich, wie jene bunten Zaubermährchen des kindlichen Orients. Um unser goldnes Zeitalter ganz zu verstehn, brauchen wir die wenigen, hier vorgeführten Bilder nur, des Reliefs wegen, auf den dunklen Riesenschatten zu halten, welchen das, man darf sagen, imposante Elend von Myriaden enterbter Kinder eines Vaters und einer Mutter, über unsre Erde wirft, und wir werden dann auch den Dämon kennen lernen, der den festen Standpunkt schon gefunden zu haben scheint, die Welt aus ihren Angeln zu heben.

Die goldnen Millionen, die ein Einziger besitzt, werfen ein grausenvoll falbes Licht, auf die Millionen hinsterbender Men-

schen, die nichts besitzen, keine Scholle um darauf ihren Hoffnungsanker zu stützen, nicht einmal die Paar Quadratschuhe Erde, die ihrem Leichname einst eingeräumt werden müssen.

Die Lehre vom Besitze mag auf raffinirte Mittel sinnen, das gestörte Gleichgewicht unter den Menschen, wenn nicht zu versöhnen, doch durch kluge Theorieen zu rechtfertigen. Die Dichter späterer Jahrhunderte aber könnten vielleicht singen von den eisernen Tagen, welche folgten unserm goldnen Zeitalter. —

Literarisches Donquixotes-Turnier.

Zur Zeit, als das fahrende Ritterthum in den letzten Zügen lag, schrieb Miguel de Cervantes Saavedra seinen berühmten Don Quixote und versetzte lächelnd der greisen chevalresken Narrheit, die so ehrwürdig und rührend auf ihrem Sterbebette aussah, kalt und überlegt den Todesstoß, an dem sie verblutete. — Für diese Unthat, daß der Genius des Dichters mit der Grausamkeit des Apollo vorgriff dem milden Genius des Todes, welcher der weltmüden, alterskindischen Ritternarrheit sanft das brechende Auge zudrücken wollte, sind die schriftstellernden Epigonen verdammt, als literarische Don Quixote ihre Irrfahrten zu machen und zu abentheuern im Reiche der Idee und sich von verkappten Barbieren besiegen zu lassen. — Denn nicht bloß die Weltgeschichte ist das Weltgericht, sondern auch die Literargeschichte; die Sünden der Schriftsteller werden heimgesucht bis in's dritte und vierte Geschlecht und noch darüber hinaus. — Wahrlich! Es gibt keinen tragi-komischern Anblick, als ein moderner Schriftsteller, der hinauszieht in die Welt, um zu kämpfen für das schönste Weib auf Erden, für die Freiheit, die Dulcinea seines Herzens. — Wer nicht gerade darüber weinen muß, der könnte sehr lachen über die literarischen Donquixotiaden unsres federschnellen Jahrhunderts! —

Seht Euch einen solchen literarischen Narren an, dem es heiliger, ritterlicher Ernst ist mit seinen Weltabentheuern! Er schreibt

seine herausfordernden Manifeste im Namen der Vernunft und des Rechts, mit dem warmen Blute seines Herzens und dem Safte seiner Nerven. Die großen und die kleinen Leiden aller Völker furchen seine Stirne und bleichen frühzeitig sein Haar. Am Tage kann er vor seinem eignen, kleinlichen Erdenwallen mit seinen dringenden Existenzschulden und noch dringendern Manichäern, nicht zur Ruhe kommen; und des Nachts läßt ihn die englische Nationalschuld nicht schlafen. — Ein irrender Ritter pilgert er umher in der Welt, um den Kampf mit den Drachen der Lüge und des Despotismus zu bestehn, denen die Völker noch immer als Opfer fallen. Bald sucht er sich seinen Lindwurm am Fuße des Atlas, unter dem Schatten der Palmen und in dem glühenden Sande der Wüste; bald in dem von der Knute civilisirten Rußland, bald aber — und bei diesem Abentheuer bekommt er die meisten Prügel — in Deutschland, allwo die Lindwürmer unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien stehn. — Die feisten Epiciers aber sehen sich das Alles gemüthlich an und wollen sich vor Lachen ausschütten über den literarischen Freiheitsritter von der traurigen Gestalt, der so viele Beulen und Wunden davonträgt für die Dame seines Herzens! — „Was hat er sich auch um die Welt zu kümmern, kümmert sich die Welt denn um ihn?“ — Ach! Sie wissen nicht, daß er büßen muß für das grausame Lächeln, mit welchem Miguel de Cervantes einst geknickt die letzten, bereits hinsterbenden Blüthen der castilianischen Ritterschaft! —

Wir aber, die wir zur Zunft der fahrenden, literarischen Ritter gehören und den Spruch der literarischen Nemesis auch an uns erfüllen müssen, werden jetzt hier öffentlich ein Don Quixotes-Turnier abhalten gegen allerlei buntes Volk, zusammengerafft auf dem Markte unsrer Zeit; gegen die ledernen Schläuche unsres deutschen Philisteriums und gegen die prahlerischen Tendenzen, die mit gewaltigen Windmühlenflügeln um sich schlagen.

Wir wollen jeden Strauß, in welchem wir eine Lanze zu Ehren unsrer Dame brechen, einzeln aufführen. Die anwesenden Kampfrichter mögen darauf achten, ob es bei diesem Turnier ehrlich

zugeht. Sollte Licht und Luft ungleich und parteisch vertheilt seyn, so ist gewiß der Vortheil nicht auf der Seite des literarischen Ritters von la Mancha!

Erster Strauß.

Der deutsche politische Styl.

Der Styl ist nicht bloß der Mensch — der Styl ist auch das Volk. Wir Deutsche sind vielseitig im Style wie keine andere Nation, denn unsre Sprache selbst dichtet und denkt für uns, wie ein berühmter Dichter gesagt hat. Wir können unsre Worte mit so feinem, attischen Salze bestreuen, daß selbst die Grazien und die Musen ihre Freude an uns haben; wir können wiederum böotisch grob werden bis zur Injurie. Wir machen Hexameter: „Hurtig mit Donnergepolter" und auch Pentameter, daß es eine Lust ist. Unsre Sprache kann wissenschaftlich tief sein bis zur Unverständlichkeit und wiederum so leichtfertig frivol, daß die Mitarbeiter an der Evangelischen Kirchenzeitung in Ohnmacht fallen. — Selbst zur machiavellistischen Zweideutigkeit gibt sich die teutonische Zunge, deren ehrliche Gradheit so oft gerühmt worden, willig her. Tüchtige Taschenspieler können förmlich Volten mit ihr, wie mit einer Karte schlagen, und mit denselben Worten, mit welchen sie uns gestern ein Versprechen gegeben und dafür den Enthusiasmus unsrer Dankbarkeit lächelnd in Empfang genommen, morgen gerade das Gegentheil behaupten. — Es geht mit der deutschen Sprache wie mit den Schweizern. — Sie ist frei und republicanisch geboren; sie erklimmt die höchsten Alphörner und Gletscher der Dichtkunst und des Gedankens, um mit dem Adler sich zur Sonne zu schwingen. Aber sie gibt sich auch, wie die Schweizer, zur Leibgarde des Despotismus her. Was der König von Hannover seinem Volke im schlechtesten Deutsch gesagt hat, das hätte er im besten Englisch nicht ausdrücken können. — Kurz,

unsre Sprache ist, wie die Morrisonschen Pillen, zu Allem gut und brauchbar; nur Etwas fehlt ihr, was ihr sehr noth thut — der politische Styl! — Freilich, in Zeiten der höchsten Gefahr, wenn sich der Kölner Dom im Rheine spiegelt, was er nur unter sehr bedenklichen Umständen zn thun pflegt, dann nimmt sie, mit hoher obrigkeitlicher Bewilliguug, eine Art politischen Schwung an; dann wird jedes Kartoffelfeld ein „Gau" genannt und ehrliche Kleinstädter werden zu „Mannen" promovirt, und jede Nätherin verwandelt sich plötzlich über Nacht in eine deutsche „Maid". — Aber das ist nur der politische Defensivstyl, der gewöhnlich zugleich mit dem Landsturm aufgeboten wird; zur Offensive hat's unsre Sprache noch nicht gebracht. — Wenn der Deutsche sich sein einfachstes politisches Recht, das ihm auf Stempelbogen so gesetzlich verbrieft ist, wie seine Frau durch den Heirathscontract, in Anspruch nehmen will, dann verclausulirt er seine Forderung mit so vielen Curialschnörkeln, Hochachtungsepisoden, Respectstrichen und so vielen Versicherungen nicht zu ersterbender Liebe und Treue, daß man das Ganze eher für den ceremoniösen Liebesbrief eines Schneidergesellen, als für eine gerechte Forderung halten dürfte. Denn der Deutsche hat nicht Courage genug — Recht zu haben, und darum bittet er tausendmal um Verzeihung, wenn er's gewagt haben sollte zu glauben, zu meinen, zu vermuthen oder auch nur zu ahnen, daß er bei einem hohen Kunden noch eine kleine politische Forderung ausstehn hätte. — Erhitzt sich einmal Einer zum Enthusiasmus des Rechts, zum „Männerstolz vor Königsthronen", wie unser Schiller sagt, dann tritt er wiederum mit so vielem theatralischen Pathos auf, daß er schon deshalb nicht zum Ziele gelangt. — Erinnern z. B. nicht die meisten Bittschriften um Preßfreiheit ganz und gar an den vollständig in der Theatergarderobe kostümirten Marquis Posa, der sich dem König Philipp zu Füßen wirft, mit den Worten: „Sire! geben Sie Gedankenfreiheit!" Kann man sich denn noch wundern, wenn solche Suppliken ebenfalls mit König Philipp's Worten: „Sonderbarer Schwärmer!" abgethan und ad acta gelegt werden? —

Die wenigen Deutschen, die den Muth hatten als die Advokaten ihres Vaterlandes, dessen politische Rechte in klarer und bündiger Sprache, wie es Männern geziemt, darzulegen, haben es lediglich dieser Feigheit unsres politischen Styles zu danken, daß sie der Staatsinquisition als Opfer in die Hände gefallen sind. Denn, wo die Feigheit Norm ist, da ist der Muth Verbrechen! Ein politischer Schriftsteller unsrer Zeit könnte sehr leicht wegen bloßer Stylsünden, dafür, daß er seine Worte und Gedanken in nackter Wahrheit, nicht mit dem vom Ceremonienmeister vorgeschriebnen Kostüme bekleidet erscheinen läßt, etwas gelinde von unten nach oben gerädert werden, und das von Rechtswegen. —

So eunuchenhaft feige der deutsche Styl indeß ist, wenn er politische Rechte geltend zu machen hat, so plump schlägt er auch wieder den Großmächtigsten Gewalten das Weihrauchfaß um die Ohren. — Wenn irgendwo ein Fürst sagt: „Ich will Recht und Gerechtigkeit üben!" gleich stürzen ganze Schwärme von Zeitungsphrasen wie wilde Bienen über die Fleckchen Honig her, und summen vor Wonne über den köstlichen Fund auf der öden politischen Haide. — Gibt's aber wohl etwas Beleidigenderes für einen Fürsten, als wenn der bloß ausgesprochne Wille zur Ausübung der ersten Regentenpflicht, ohne welche man seinen Namen zu einem Nero und Busiris werfen müßte, als eine außerordentliche, unerhörte Fürstentugend durch alle Zeitungen ausposaunt wird? — Und das geschieht in Staatszeitungen, unter den Augen der Censoren, unter den Auspicien des Bundestages! — Müßte nicht auf einen solchen ungeschickten Lobredner der §. 92 des Kriminalrechts in seiner ganzen Strenge angewandt werden? —

Seht Ihr, das kommt davon, daß in Euren Schulen, trotz dem daß Herr Cousin sie sehr gelobt, die politischen Styl- und die dazu gehörigen Denkübungen so sehr vernachlässigt werden. Man sollte künftig bei Abiturientenprüfungen darauf Rücksicht nehmen; wenigstens müßte jeder universitätsreife Primaner einen politischen Artikel, ohne dergleichen Ungeschicklichkeiten, für die Staatszeitung schreiben können.

Die Zahl der deutschen Schriftsteller ist jetzt Legion und eine wahrhafte legio fulminatrix. Sie lassen sich Schnurr- und Backenbärte stehn, damit Gendarmen und Censoren sich vor ihnen fürchten. Ihre Dinte ist aus Galläpfeln und Vitriol bereitet; sie schreiben mit scharfgespitzten Stahlfedern, mit denen sie wie Bravo's ihre literarischen Feinde zugleich niederstechen können. Wenn die deutschen Schriftsteller sich das Stahlfederexercitium etwas militärisch, wie eine Art von Bajonetfechten, einüben wollten, so könnten sie eine eben so furchtbare Schaar bilden, wie die polnischen Sensenträger, die ebenfalls ihr Handwerkszeug zur tödtlichen Waffe gegen die Despoten benutzten. Aber wir müssen, mit einem neulichen Zeitungsartikel daran zweifeln, daß es „in Lacedämon noch Spartaner giebt!

Zweiter Strauß.

Die Monumentenwuth.

Kinder spielen mit Bleisoldaten, Erwachsene mit Leichensteinen. Ob die Kinder diesmal nicht vernünftiger sind als ihre Eltern? — Das letztere Spiel ist doch gar zu melancholisch. — Die deutschen Schlagbäume sind gefallen; aber vor jeder Dorfgasse, auf jedem Anger wird dem Reisenden bald ein Aschenkrug, eine kolossale Equesterstatue, eine nackte Grazie, ein behelmter Held, trauernder Genius u. dgl. m. gebieterisch zurufen: „Steh Wanderer!" — Unser liebes Deutschland wird wirklich bald allerliebst illustrirt seyn; ein Frauenalmanach mit Stahlstichen und Goldschnitt kann nicht eleganter ausgestattet werden. Das ist der deutsche Kunstsinn. Sie möchten gern den schönen blauen Raum des Himmelsgewölbes mit Freskobildern bepinseln, etwa mit einer Apotheose König Ludwigs, wenn sie nur reichen könnten. Aber der Himmelsplafond ist ihnen doch zu hoch, und so versuchen sie's mit der Erde, die ihnen ganz anheim gegeben ist. Sie werden noch ein Campo santo daraus machen, und der Kartoffelacker wird sehr theuer werden. —

Zum Theil aber ist es auch Nationaldankbarkeit. Denn es ist ganz erstaunlich, was ein Volk plötzlich, über Nacht, ohne alle

weitere Vorbereitungen tugendhaft werden kann. — Früher, und es ist noch gar nicht lange her, ließen die Deutschen ihre Genies verhungern und irgendwo einscharren, ohne daß sie sich viel um die Asche ihrer großen Männer kümmerten! — Jetzt aber, seit die Deutschen, durch die Aufforderung eines Zeitungs-Inserats, national-dankbar geworden sind, ist es ganz anders. Hungern mögen die Genies immer, das ist nun einmal ihre Bestimmung und das soll den Geist frisch und elastisch erhalten; aber wenn sie todt sind, dann zeigt sich der große, aufrichtige Jammer in der Nation. — Wenn irgendwo ein armer Dichter am zurückgetretnen Appetite stirbt, wären die deutschen Damen capabel, in den ersten sechs Wochen nach seinem Tode ganz in schwarzem Crépe zu erscheinen, und in den zweiten sechs Wochen mit weißen Kopfzeugen, als hätt' es ihnen irgend ein Hofmarschall und Ceremonienmeister so vorgeschrieben. Dann wird ein großer Unsterblichkeitspiknick von irgend einem Kunstcomité angeordnet und ganz Deutschland aufgefordert beizusteuern zu einem Denkmale für einen Unsterblichen. —

Man hätte unsre großen Todten verschonen sollen mit diesem neu gestifteten Monumentenorden pour le merite, den ihnen die Nachwelt, um sich mit dem Ruhme der Vergangenheit abzufinden, wider ihren Willen umhängt. — Die schöne Tradition von dem unsterblichen Genius eines großen Menschen, der verklärt unter uns weilt und dessen sterbliche Hülle keine Spur auf Erden zurückgelassen, wird dadurch hinabgezogen in den Staub unsrer blassen Wirklichkeit, mit ihrer offiziellen Zeitungsbegeisterung. Wozu bedarf unser Wolfgang Mozart eines Denkmals? — Wandelt er nicht noch immer unter uns, den frommen Gläubigen, denen die Offenbarung seines Tonevangeliums geworden ist? — In jeder Scheune, in welcher von herumziehenden Banden, bei Talglichter-Beleuchtung und verstimmten Geigen, sein Don Juan aufgeführt wird, jenes Gigantenwerk, dem keine Verzerrung, keine Erniedrigung die Spuren seines göttlichen Ursprunges rauben kann, wird ihm ein erhabneres Monument gebaut, als wenn Ihr die ganze bayerische Walhalla über sein Grab stülpt! — Auch

der Staub unsers Jean Paul, des reichen verschwenderischen Dichters, der die freundlichsten Sterne vom blinkenden Nachthimmel holte, um ein wundes Menschenherz lächelnd wieder aufzurichten und zu versöhnen; der stets als Kämpfer auf der Seite der Völker stand, um sie zu schützen und zu kräftigen gegen geerbte historische Gewalten, auch sein Staub ist vor Kurzem mit dem königl. bayerischen Unsterblichkeitsorden, unter vielem Pomp und dem Jauchzen der deutschen Journalistik öffentlich decorirt worden. Jetzt verleihen die Fürsten, die sich ihre lebenden, großen Dichter nicht als Hofpoeten aneignen können, wenigstens den todten eine Hofcharge, um der Zukunft den schönen Glauben zu nehmen, daß in Deutschland einst ein Dichter gelebt für sein Volk! —

Und warum wollt Ihr auch die heimgegangnen, wackern Streiter für eure höchsten Güter wieder hineinzerren in das Gewirr des Parteikampfes, um sie zu canonisiren? —

Vergeßt doch nicht, daß der advocatus diaboli Recht behalten dürfte, und daß der Lorbeerzweig, den Ihr einst auf den Sarg eines edlen Todten gelegt, durch den Spruch eines spätern Todtengerichts in den Staub getreten werden könnte! —

Darum laßt ihn nur immer ruhig schlafen in seinem kühlen Grabe auf Pére Lachaise, jenen Mann, dem das treue, deutsche Herz gebrochen auf dem fremden Boden, wohin Ihr ihn verbannt; gönnt ihm die Todtenruhe in der fremden Erde, die ihn gastlich aufgenommen. Auch ohne das Denkmal der Dankbarkeit, das ein französischer Bildhauer ihm gegenwärtig setzt, hätten die von der Tyrannei heimathslos gemachten Flüchtlinge aller geknechteten Nationen das Grab Ludwig Börne's aufgefunden, auf dem Friedhofe von Pére Lachaise, und gewiß hätte manche deutsche Hand mit einem Immortellenkranz geschmückt das einfache Kreuz über dem Grabe eines edlen Landsmannes!! — Laßt's Euch nie, in einem Einfalle von nationaler Großmuth, in den Sinn kommen, die Asche Börnes zu holen aus seinem friedlichen Ruheort, seinem St. Helena, zu dessen Füßen die wogende Weltstadt brandet, um sie in irgend einem Invalidenhause unterzubringen. Reißt für un-

sre Nachkommen nicht die lehrreichsten Blätter aus der Geschichte unsres Vaterlandes! —

Nehmt Euch ein Beispiel an den kritischen, rein vernünftigen Königsbergern, die zu weit von dem Sitze der deutschen Modenarrheiten wohnen, um sich gleich von ihnen mitreißen zu lassen. Hört, wie sie die Ruhe ihrer gefeierten Todten zu ehren wissen! —

Ein sentimentaler Reisender, der sich etwa einmal nach Königsberg verirren sollte, (und es gehört Sentimentalität dazu), verirrt sich gewiß auch einmal hinaus vor das Steindammer Thor, das zu der bescheidnen Sommerkolonie führt, in welcher die Königsberger ihre Villegiatura abhalten, und daselbst viel Chausséestaub zu ihrem ländlichen Thee schlucken. — Da ein solcher gefühlvoller Reisender, nach dem Beispiele seines Vorgängers Yorik Sterne, Bücher zu schreiben pflegt, so wird er uns nicht undankbar seyn, wenn wir ihn zu einigen Seiten sentimentaler Bemerkungen verhelfen. —

Wir führen ihn auf einen seitwärts am Wege gelegnen Anger, welcher der Nachbarschaft gewissermaßen als Rumpelkammer dient. Es werden da große Sandhaufen zur Ausbesserung der Landstraße so wie andre Chausséeutensilien aufbewahrt, und nebenbei noch die unnützen, armen Todten, die ihre Leichenkosten nicht bezahlen können, bis zum jüngsten Tage eingescharrt. Außerdem weiden da ein Paar Ziegen und eine an beiden Beinen geknebelte Kuh. — Doch halt! da stehen ja drei Bäume über einem flachen Leichenstein, dessen Inschrift abgetreten und verwittert ist. — Ja! sentimentaler Freund! dieser Leichenstein und diese Bäume gehören mit zu den Inventarienstücken dieses Rumpelangers. Unter diesem Steine ruht Theodor Gottlieb v. Hippel, den Deutschland kennt und den die Literaturgeschichte nicht vergessen wird. Sein Staub befindet sich übrigens ganz wohl neben den beiden Ziegen und der Kuh und den von Gotteswegen eingescharrten Armen, und sein Genius lächelt vielleicht über die unschuldige Travestie zu seinen „Lebensläufen nach aufsteigender Linie,“ welche seine spätern Mitbürger in diesem Anticlimax so wohl erhalten haben. Auch

streuen ihm, dem genialen Verfasser des Buches „über die Ehe,“ der alle Junggesellen Deutschlands so dringend zum Heirathen aufgefordert, keine dankbaren königsberger Jungfrauen an seinem Sterbetage Blumen der Erinnerung auf das einsame Grab. — Man muß auch die todten Dichter in ihren Sonderlingslaunen nicht stören! —

Wollt Ihr aber durchaus Deutschland mit Monumenten verschönern, so errichtet sie unsern kleinen Todten, die wir zu vergessen fürchten müssen, „noch bevor die Schuhe verbraucht sind, womit wir ihrer Leiche folgten“; errichtet sie der germanischen Mythologie, dem Thor, Wodan, den Kühen der Hertha, dem Cheruskerfürsten Herrmann und dem 13ten Artikel der Bundesacte. — Und, wenn Ihr wollt, könnt Ihr auch noch dem lieben Gott ein Denkmal auf Subscription setzen, oder Ihr könnt Beneficeconcerte und andre Kunstproductionen zum Besten dieses Unternehmens aufführen lassen; denn, nach den Anstrengungen zu schließen, denen die Himmelsofficianten sich unterziehen, um den Kredit ihres gesunkenen Hauses zu heben, scheint der liebe Gott, der es wahrlich nicht um die Welt verdient hat, in der größten Gefahr zu seyn vergessen zu werden. Die Berliner frommen Kunsträthe werden schon nach ästhetischen Gründen zu bestimmen wissen, wo das Denkmal stehen soll, ob im Thiergarten, damit die Lustwandelnden nach den Zelten und Charlottenburg stets Gott vor Augen haben; oder vor der Hauptwache, als Pendant zu dem Monumente des Fürsten Blücher! —

Dritter Strauß.

Olimsmenschen.

Die Natur, die ihre vorflutliche Geschichte für den forschenden Menschengeist nicht ganz untergehn lassen wollte, bewahrte in dem tiefen Schooß der Erde und in dem urweltlichen Eise an der sibirischen Küste, Exemplare jener mächtigen Thiergattungen — das Ohiothier und den Mammuth — welche einst, gewiß unschuldiger

Weise, mitbüßen mußten für die Sünden der Menschheit, und für welche die Noah's Arche keinen Raum gehabt zu haben scheint. — Mit den Menschen geht es eben so. — Ihre fossilen Narrheiten werden in einzelnen Prachtexemplaren aus der Fluth der Zeit gerettet werden, zur lehrreichen Unterhaltung der wißbegierigen Nachwelt. — Es gibt nun einmal — wir mögen leben, in welcher Zeit wir wollen — ein Geschlecht des angebornen, nicht zu besiegenden geistigen Stillstandes, ein versteinerter status quo; Philister, die stets an der Gränze einer Idee stehn bleiben, und nimmer die Schranke derselben zu durchbrechen oder zu übersteigen fähig sind. Ihr Geist — freilich kein mephistophelischer — schnuppert ewig an dem Pentagramm, das vor der Schwelle ihres Denkens gezeichnet ist, und es steht ihnen kein dienstbarer Rattenzahn zu Gebote, die Spitze wegzunagen. — So gibt es auch sogenannte „Gebildete" auf der Erde, die Allerlei, und Gott weiß wie Vieles gelernt haben, denen die goldne Frucht einer großen Idee, welche auf dem Boden ihrer Zeit entsprossen, vor dem Munde hängt, ohne daß sie diese erreichen könnten; aber sie lächeln zufrieden und bornirt, und fühlen keine Tantalusqual! —

Wohl nicht in so sündigem, übermüthigen Sinne, wie das Zeitalter Ludwigs XIV., vielmehr im rein ideellen, dürfen auch wir den Wahlspruch jener Zeit, das famöse après nous le deluge! zu dem unsrigen machen. Denn gewiß, nach uns wird eine große Ideenfluth über die Welt hinstürmen und vertilgen die kranken, sündigen Gedanken und Begriffe, die das Erbtheil historischer Traditionen sind; und in der erhabnen Naivität der Wahrheit wird die Idee ihre Palingenesie feiern. Aber einzelne Exemplare des ancien régime werden sich retten in der hölzernen Arche ihres Geistes und man wird noch in spätern Zeiten fossile Hofräthe finden, und die naturhistorischen Museen werden reich sein an ausgestopften Celebritäten des antediluvischen 19ten Jahrhunderts.

Es ist gar zu verlockend, einen phantastischen Sprung in jene Zukunft der Welt zu machen, und die Erklärung eines Professors

der Naturkunde anzuhören, über einige lebendig eingefangne seltsame Olimsmenschen, welche einmal in unsrer Zeit gelebt, und die nun in irgend einem jardin des plantes, mit derselben Sorgfalt, wie einst die berühmte Giraffe in Paris, gepflegt und mit allen Bedürfnissen ihrer Lebensweise versehn sind. Allein wir wissen, daß es gar nicht ungefährlich ist, dieses Collegium nachzuschreiben, da selbst die harmlosesten Beiträge zur Naturgeschichte des Menschen oft verpönt werden. — Theophrast, la Bruyére, Fielding, Smollet, Addison und auch unsre deutschen Menschennaturforscher sind, selbst in ihrem Grabe, keinen Augenblick dagegen sicher, daß ihnen nicht von mehreren hundert Individuen, die in allen möglichen Städten und Ländern zerstreut leben, wegen einer und derselben Schilderung ein fiscalischer Injurienproceß angehängt wird. Selbst ein harm- und willenloses Naturproduct, z. B. eine Pfundbirne (pyrus liberalis), könnte vor den Assisen wegen angemaßter Aehnlichkeit mit dem Kopfe Louis Philipp's zu dreijähriger Einsperrung, lebenslänglicher polizeilicher Aufsicht und 5000 Francs Geldstrafe verurtheilt werden; obgleich doch eigentlich Schriftsteller sowohl, als Birnen ganz unschuldig an jeder speciellen Absichtlichkeit sind, und nur die scharfsinnigen Glossen der Masorethen wie die geschäftige Phantasie der Ankläger, welche die Aehnlichkeit trotz so vieler Unähnlichkeiten herausfinden, allein die Schuld tragen *).

Wir wollen daher den Inhalt des naturgeschichtlichen Vortrages nur in allgemeinen Bemerkungen wiedergeben:

---

*) Anmerkung für nicht königsberger Leser. Die in der zweiten Vorlesung vorkommenden Bilder aus der Naturgeschichte der Reichen wurden von geschäftigen, öffentlichen Anklägern als Attentat gegen das Familienleben gewisser Königsberger Persönlichkeiten dem Publicum denuncirt, und gaben Veranlassung zu heftigen, sogar öffentlichen Angriffen gegen den Verfasser, obgleich dieser, nicht die Reichen, sondern die am Gelde Kranken, unbefangen nach den Eindrücken und Erfahrungen geschildert, wie sie ihm das Leben und die Welt, nicht Königsberg gegeben. Wenn unschuldige Lieblingsneigungen und Schwächen, die sich überall wiederholen, hie und da, wie natürlich, mit bekannten Zügen übereintreffen, so sollte man nicht vergessen, daß es für die Charakteristik kein pars pro toto giebt. —

„Hier, in diesem Käfig, meine Herren! sehen Sie mehrere Sorten Pietisten-Menschen aus der Vorzeit. Sie bildeten ehemals die Leibgarde des Himmels und bezogen die Hauptwache in der Burg Zion. Wie die Recruten, die der Friedensrichter Schaal dem Sir John Falstaff zuführte, bestanden sie aus allerlei zusammengelaufenem Volke. Es gingen viele hungrige und abgemagerte Leinweber und Schuhmacher darunter, die man auf Ration und Avancement im dereinstigen Himmel vertröstete; ihnen aber sonst unentgeldlich fromme Tractätlein verabreichte. — Nur die Flügelmänner und Sergeanten waren dick und rund, weil sie schon auf Erden eine anständige Ration empfingen. Um indeß durch die gute Leibesnahrung nicht zu üppig zu werden, hatten sie sich selbst die Buße aufgelegt, dann und wann das Ballet zu besuchen, und sich über die sündigen, fleischfarbnen Tricots recht herzlich zu ärgern. Der Dienst war übrigens nicht schwer. Zu denken war gar nichts. Sie sangen geistliche Lieder falsch durch die Nase; arbeiteten weder am Sabbath noch am Sonntag, noch an den übrigen fünf Wochentagen, steckten den Leuten allerlei geistliche Flugschriften heimlich in die Taschen und übten sich, die Augen auf eine höchst künstliche Weise zu verdrehen. — Jenes Individuum, das eben die Gratisschrift lies't: „Warum ist der Ochse stößiger Natur?" während es einen Alkoholometer dabei in der Hand hält, war einst Vorsteher eines Enthaltsamkeits-Vereines. Er hatte sich's zur Aufgabe gemacht, die Menschheit zu entfuseln und die armen Teufel daran zu gewöhnen, daß sie bei ihrer Arbeit lieber schweren Port- und Franzwein, als nichtsnutzigen Branntwein tränken. Er legte an jedem Menschen, der ihm begegnete, sein Alkoholometer an, und taxirte dessen spirituösen Gehalt nach Tralles.

„Hier, meine Herren! finden Sie ein Individuum in einer Kufe kalten Wassers sitzend, die Beine mit nassen Wolldecken belegt, während aus einem Sturzbade von oben unendliches Wasser über ihn herabstürzt. Er trinkt während dieser Operation, in Pausen von 2 zu 2 Minuten, 34 Quartgläser frischen Quellwassers

und läßt sich von dem dabei stehenden Aufwärter die Abendzeitung vorlesen. Dies ist ein antediluvianischer Wasserenthusiast, der in Gräfenberg unter Prießnitz seine Schule durchgemacht hatte. — Das 19te Jahrhundert war nämlich sehr krank, wahrscheinlich vom zu vielen Sitzen und Studiren, und es versuchte es daher mit Enthusiasmus für alle Kurarten, mit Blutabzapfungen, Magnetismus, Frömmigkeit, Wasser und allerlei Wundermitteln seine gesunkene Gesundheit wieder aufzurichten. Besonders aber war Deutschland, das fleißigste aller Länder, damals sehr nervös und reizbar; es hatte wie Cassius „einen hohlen Blick, es dachte zu viel und war deshalb gefährlich". Die deutschen Cäsaren aber, die am liebsten „wohlbeleibte Männer und die Nachts gut schlafen" — und auch wohl Tags — um sich sahen, wurden sehr bedenklich. Ihre Hof- und Staatsärzte hatten daher ihre Sitzungen am Bette des kranken Deutschlands für permanent erklärt, und Gensdarmen und Polizeibeamte mußten in der Staatsklinik den Dienst der barmherzigen Schwestern versehn, und gewissenhaft dafür sorgen, daß die Kranken die in der Hofapotheke gebrauten Arzeneien gewissenhaft einnahmen, und die vorgeschriebne Diät streng beobachteten.

Sie durften sich nur mit zahmer, censirter Krankenlectüre die Zeit vertreiben und mußten sich vor jeder Bewegung und Erhitzung sorgfältig hüten. Die Aerzte wiesen ihre Patienten dabei immer warnend auf andre Nationen hin, die sich durch starke Bewegung eine schlechte Constitution zugezogen hatten, und meinten besser gar keine Constitution als eine schlechte. — Auch das viele Fragen, ob's denn nicht bald besser mit ihnen gehen würde? untersagten sie auf's Strengste und setzten schwere Strafen für diejenigen fest, welche glaubten, es gäbe Augenblicke im Menschenleben, in denen ihnen mehr als eine Frage freistände an das Schicksal, oder diejenigen, die ihr Schicksal bestimmen. — Doch gewisse Arten von Enthusiasmus erlaubte die oberste Staats-Medicinalbehörde gern ihren Patienten, z. B. den für das Wasser. Und die kranken Deutschen ließen sich das nicht zweimal sagen, und sie fingen an zu schwärmen und zu liebeln mit den lange

vernachlässigten Najaden und Undinen, „halb zog es sie, halb sanken sie hin" in die offnen Arme des Vincenz Prießnitz von Gräfenberg! — Das hydropathische Geschöpf hier muß übrigens wie der Eisbär in unsrer Menagerie, immerfort mit eiskaltem Wasser begossen werden, wenn es nicht sterben soll." —

Was der gelehrte Professor des jardin des plantes nun noch über andre, zum Theil fossile, zum Theil ausgestopfte Menschen unsrer Zeit, die nicht lebend auf die Nachwelt gekommen waren, besonders über allerlei bunte Mandarinen, mit goldgestickten Gewändern bekleidet und mit seltsamen Hüten und Federbüschen auf dem Kopfe, seinen Zuhörern gesagt hat, das mag er vor diesen verantworten; ich kann es nicht vor den meinigen! —

Vierter Strauß.

Franz Liszt.

Eines Tages wurde das Viergespann vor dem Siegeswagen auf dem Brandenburger Thor zu Berlin ganz unbändig; die Rosse scharrten und stampften und wollten sich kaum von ihrer Lenkerinn halten lassen, und die Thorwache mußte unter's Gewehr treten, wie immer, wenn ein Stabsofficier oder ein Volksauflauf sich sehn läßt. — Es wurden, wie natürlich, vielerlei Vermuthungen über dieses unerhörte Phänomen ausgesprochen. Einige glaubten, es bedeute Krieg gegen Frankreich, Andre meinten, es wäre in Preußisch Holland eine Revolution ausgebrochen; die Evangelische Kirchenzeitung aber versicherte, daß sich ein apokalyptisches Wunder begeben hätte, um den rationalistischen „Aufkläricht" radical zu Schanden zu machen. — Am nächsten Morgen las man in der Fremdenanzeige: „Hôtel de **Russie**: angekommen Herr Ritter Franz Liszt, Tonkünstler." — Von dem Tage ab aber geschahen zu Berlin so viele Wunder, wie zu Rom vor dem Tode des großen Julius. — Die Berliner, deren Blut sonst, wie das des heiligen Januarius, nur einmal im Jahre flüssig wurde und

auch das kaum einmal, fingen plötzlich an, hitzig zu werden, wie der Fischerchor in der Stummen von Portici, und ganz aus aller Art zu schlagen. — Hengstenberg umarmte auf offner Straße Fräulein Charlotte von Hagn, die eben aus der Probe kam; der Tambour auf der Hauptwache schlug Abends um 9 Uhr statt des Zapfenstreichs Generalmarsch, und alarmirte auf diese Weise die ganze Garnison, was in den preußischen Militairannalen ein unerhörter Fall ist, und das Kammergericht gab Ferien, weil mit den Referendarien und Assessoren doch nichts Vernünftiges anzufangen war. —

An all dieser Verwirrung aber war Franz Liszt Schuld, der moderne Rattenfänger von Hameln, der die verzauberten Berliner Kinder, alte und junge, hinter sich herzog. Noch niemals waren die Pforten des Leihhauses so umlagert Vormittags, und die des Theaters Abends, wenn ein Conzert von Franz Liszt angekündigt war, als in jener glorreichen Zeit. Noch niemals gab es so viel häusliches und Familienglück in Berlin. Arme Kreuzträger, sonst Jahr aus Jahr ein als Supernumerare in einem Bureau und bei ihrer Familie angestellt, wurden plötzlich von ihren Weibern im zärtlichsten Diminutiv: „Liebes Männchen!" angeredet und von ihren sehr bedeutend erwachsenen und kaum aufgeschossnen Töchtern: „Liebes Väterchen!", was sonst nur gegen Weihnachten oder bei höchst außerordentlichen Gelegenheiten zu geschehn pflegte. Hier aber sollte es heißen: Wir gehn doch zusammen in's Conzert zu Franz Liszt? — Und das liebe Männchen und Väterchen kratzte sich den Kopf und ging seufzend, mit Frau und Töchtern unter beiden Armen und einigen harten, keineswegs supernumerären Thalern in der Hand, in's Conzert, und ließ sich drängen und zerren, und die Schöße vom Sonntagsrock abreißen, um sich und der lieben Familie den Eingang zu erkämpfen in's Reich der Töne. — Ueber Liszt's Spiel war in Berlin wirklich Alles außer sich, im eigentlichsten Sinne des Worts, d. h. nicht bei sich, d. h. nicht bei Sinnen. — Ja, ein frommer Mann, der eine Brochüre geschrieben hatte über die Heiligung des Sabbaths und Sonntages,

und dies Tractätlein in vielen Tausend Exemplaren unentgeldlich vertheilen ließ, erklärte, daß freilich Magd, Knecht, Ochs und Esel, nach den Worten der Schrift, ruhen sollten am siebenten Tage, daß es aber keine Sünde wäre, wenn selbst am Sabbath und Sonntag sich die Berliner als Zugvieh spannten vor den Triumphwagen des Ritter Liszt; und er wußte diese Ausnahme von dem heiligen Gebote mit einer schlagenden Bibelstelle zu belegen. — Wer damals in Berlin auf demagogische Umtriebe ausgehn wollte, hätte ein völlig freies Feld gehabt. Die geheimen Policisten im Stehelyschen Caffeehause gaben Gedankenfreiheit, und die Censoren waren so confus, daß sie einer amtlichen Bekanntmachung über eine Ordensverleihung das Imprimatur verweigerten; einen Artikel: „Inländische Zustände" jedoch aus der Königsberger Zeitung in der Vossischen ungestört abdrucken ließen. —

Es ist ein wahres Glück, daß Lißt sich, wenigstens in musikalischer Beziehung, zu mäßigen, politischen Grundsätzen bekennt, während er sonst ein eifriger Anhänger des Abée de la Mennais ist; hätte er Variationen über die Marseillaise gespielt, so würden die Berlinerinnen unter dem Gesange: Aux armes, citoyennes! die Hausvogtei, in Ermanglung einer andern Bastille, gestürmt haben. — So aber phantasirte er über Themata aus dem Don Juan, und während seine Hände in den Tasten wühlten, und man ordentlich fürchten mußte, daß einer seiner kühnen Finger, bei den kühnen Salto-mortale-Sprüngen über mehrere Octaven, Hals und Bein brechen könnte, vergrößerte sich immer länger und länger das Leporello-Verzeichniß seiner Geliebten, das von der Kurfürstenbrücke bis an die Linden hätte reichen können; und berauscht von Don Juan-Lißt's schäumendem Champagnerliede, wurden die Berliner Elviren und Zerlinen hineingezogen in den schwindelnden, chromatischen Höllengallopp. — Was will das: „In Spanien Tausend und drei!" gegen Berlin sagen? —

Wodurch hat Franz Lißt diese Berliner enthusiastische Verzückung herbeigeführt? — Durch seine producirten Tonwerke selbst? —

Gewiß nicht! — denn alle kunstsinnigen Berliner und Franz Lißt selbst werden eingestehn, daß uns der Genius der Musik in einer Mozartschen Ouverture oder Beethovenschen Symphonie, von einem vollständigen, tüchtigen Orchester, unter Meisterleitung ausgeführt, mit gewaltigern Schauern ergreifen muß, als ein Clavierconcert, und wenn die heilige Cäcilie selbst die Tasten schlüge. — Es war aber zum Theil die forcirte, nervöse Bildung der Berliner, ihre hohle Abgetriebenheit, welche den Künstler Liszt zum Opfer ihrer hysterischen Begeisterung erkor, und ihn mit einem Heiligenschein umgab, damit sie ihn gerechtfertigt anbeten könnte. Zudem umschwebte ihn verführerisch die heimlich süße Mystik eines romantischen Künstlerlebens — eine warme, katholische Novelle, halb frivol halb verklärt durch den Namen Georg Sand. — Dann seine Wohlthätigkeit! dann Rellstab! — Zum Theil aber riß Lißt die Kenner wirklich hin, nicht bloß als Meister, sondern auch als der wunderbare Tyrann des Pianoforte. — Ja, einen Tyrannen nenne ich ihn, diesen gutmüthig lächelnden, freundlichen König der Töne; denn noch Keiner hat den klingenden Metallseiten so viel geboten als er. — Sie müssen ihm, wie altägyptische Sklaven, die kolossalen, musikalischen Pharaonenbauten ausführen; klingende Monumente, so hoch, wie die höchsten Obelisken und Pyramiden; oder, wie geknechtete Geister den Ossa auf den Pelion stülpen, damit der Herr Franz Liszt bequem den Kopf in den blauen Himmel stecken kann. Sie müssen seinen goldnen Triumphwagen durch Europa ziehen; den stürmenden Ocean müssen sie glätten, wie ein theokritisches Bächlein und die Morgenröthe bei den Fittigen ergreifen; kurz die Arbeiten des Herkules sind ein wahres Kinderspiel gegen die Arbeiten, welche Lißt den Messingdräthen seines Claviers aufgiebt. Und dabei können die armen, gehetzten Töne gar nicht zu Athem kommen; immerfort müssen sie um ihren Meister schweben und klingend ihre Anwesenheit kund thun, bis er ihnen gebietet zu den fernsten Sternen zu fliegen und hinabzufahren in den tiefsten Höllenschlund, und fast in demselben Momente wieder vor ihm zu erscheinen! — Die Berliner aber, welche gute Royalisten sind, lie-

ben und verehren sehr den König Liszt, wie alle Könige, und sollten sie auch zu den Pharaonen gehören! —

Auch wir haben vor kurzem Franz Liszt in unsrer Mitte gehabt; aber der gesunde Sinn der Königsberger verschonte den Künstler mit jenem widerlichen Veitstanze des Enthusiasmus, und ersparte sich ein Erröthen, das nicht bloß das Eingeständniß einer begangenen Thorheit, sondern auch den Verrath an den heiligsten Interessen der Gegenwart und der Zukunft bezeichnet hätte. — Während der Anwesenheit Lißts war der Gesundheitszustand unsrer Stadt vortrefflich; denn die Nerven unsrer ostpreußischen Damen sind nicht berlinisch verkränkelt. Es wurde dem Künstler der Lorbeerkranz nicht vorenthalten, der ihm gebührt; und wenn die philosophische Facultät einen Doctorhut darauf gestülpt hat, so ist wenigstens ein solcher Fall nicht unerhört in der Geschichte. Auch Blücher wurde bei seiner Anwesenheit in England, von der Universität Oxford zum Doctor creirt. — Auf keinen Fall schadet es etwas, da einem Doctor der Philosophie die ärztliche Praxis auf's Strengste untersagt ist. Wir zweifeln nicht daran, daß die Taglioni und Fanny Elsler, die wie man sagt, nicht bloß Geschichte, sondern auch Philosophie tanzen können, falls sie einmal nach Königsberg kommen sollen, ebenfalls mit dem philosophischen Doctordiplome beehrt werden würden. —

Diese kleinen, genialen Allotria compromittiren keineswegs den Ernst der deutschen Philosophie. Umgekehrt, es ist ein freundliches Zeichen der Zeit, daß die starre, isolirte Wissenschaft, überdrüssig der prahlerischen Tracht ihrer Secte, anfängt mit den Bürgern der Erde zu fraternisiren und ihnen sogar unbefangen die Weihe ihres Ordens zu ertheilen. Das Wappensymbol des Prinzen von Wales: „Ich dien“, das die deutsche Philosophie lange Zeit als Wahlspruch führte, hat sie jetzt abgelegt, und sich als Wohlfahrtsausschuß für die Republik der Idee frei und unabhängig constituirt. Mag sie auch ihre geheime Priestersprache aufgeben, und sich verständlich machen jenen großen Massen, welche vor Erde- und Werkeltagen selten oder nie den Himmel zu sehen

bekommen! — Mag sie menschlich mit den Menschen sprechen, da doch der liebe Gott selbst, im Prolog zum Faust, sich herabläßt, so menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen! —

Dann auch wird der Fluch von dem Don Quixote unsrer Literatur entweichen, und keine Philister, keine verkappten Barbiere werden etwas dagegen haben, „daß die Freiheit ist das schönste Weib auf Erden!" —

Variationen über beliebte Zeit- und Nationalmelodien.

Den Landvögten unsrer Gegenwart klingt nichts fataler als der Kuhreigen der Freiheit, der von den Almen und Matten hinunter tönt in die dunkeln, sumpfigen Thäler. — So oft eine solche einfache Melodie oder ein langgezogner, jauchzender Alpruf sich von den Höhen herab hören läßt, müssen es die armen Thalbewohner entgelten, die von ihrer Frohnarbeit an Zwing-Uri einen Augenblick ausruhen, um seufzend zu horchen auf die Töne, die ihr ganzes Herz bewegen. — Denn die Landvögte wissen es nur zu gut, daß die Menschen ursprünglich frei geboren sind, um in der frischen Bergluft des Gedankens sich zu tummeln und die höchsten Höhen zu erklimmen, auf welchen der Purpur der hinabgesunkenen Sonne noch glüht, wenn unten sich bereits die tiefe Nacht gelagert hat, und auf deren Gletschern der siegende Tag sein leuchtendes Panier zuerst aufpflanzt; — sie wissen, daß selbst die besoldeten Schweizer des Despotismus, ergriffen vom gewaltigen Heimweh nach dem Lande der Freiheit, eines Tages ihre bunte Livree und ihre Hellebarden wegwerfen könnten, um reuig wieder zu werden, was sie einst gewesen und was sie stets seyn sollten — freie Menschen!

Darum werden die Thal- und Sumpfvölker mit zwiefacher Strenge gehütet und zur Arbeit angetrieben, so oft ein einsames

Alphorn in ihre Nacht hineinklingt, und die geschäftigen Häscher gehn darauf aus, den kecken, gefährlichen Bergsteiger einzufangen, der mit seinen Weisen die Völker so sehr beunruhigt, und auch ihre — Hirten. — Darum sind Stoßfalken mit „scharfen Fängen" abgerichtet gegen die armen Lerchen, welche zugleich mit dem Mädchen aus der Fremde erscheinen, und der Erde mit jedem jungen Jahr die Marseiller Hymne des Frühlings singen; und darum wählen wir, für den nackten, ernsten Fugenstyl der Freiheit, allerlei bunte Variationen über Zeit- und Nationalmelodien! —

Emancipation der Frauen.

Mit der ersten Cigarre, welche Aurora Dudevant angebrannt, ist auch die leuchtende Fackel der Erkenntniß für das weibliche Geschlecht entzündet worden, während die Theologen fälschlich bisher glaubten, daß solches bereits mit dem Apfelbiß der Eva geschehn sey. — Es geht wahrlich eigenthümlich in der Weltgeschichte her. — Jahrtausende mußten darüber hingehn, bevor das Weib daran dachte, daß es eben so gut als der Mann den Rauch des glimmenden Virginienblatts einziehen und wieder von sich dampfen könnte, bis in Frankreich nach der Julirevolution eine geniale, kühne Frau dem Manne das Monopol des modernen Prometheus-Funkens entriß, und somit die Emancipation des Weibes entdeckte. — Denn es ist ganz gleich, wo der kühne Eroberer einer fremden Welt zuerst seinen Fuß aufsetzt, ob auf das kleine Eiland St. Salvador oder auf das gewaltige Festland von Amerika. — Mit der Cigarre hat die Schilderhebung der Frauen angefangen, womit wird sie aufhören? — Bereits ist auch die Alleinherrschaft des philosophischen Gedankens dem Manne entrissen. Wenn früher in den literarischen Kämpfen die schriftstellernden Frauen nur philosophische Charpie zupften, so insurgiren sie jetzt, wie kühne Guerillas, ganze Provinzen im Reiche der Idee. Die Frauen schreiben nicht mehr blasse Entsagungsromane, zur Erholungslecture für de-

cente, glattgescheitelte Nachmittagsprediger, sondern kecke Novellen, vollblütig kichernd wie der Decamerone des Boccaccio und reich illustrirt mit philosophischen und politischen Arabesken. — Sie werfen den bisher bestehenden, socialen Theorieen mit dem herausfordernden Handschuh auch ein blutendes, zerrissenes Frauenherz vor die Füße und rufen ihnen zu: „Seht, das habt ihr aus uns gemacht!" — Das bisher so heilig beobachtete salische Gesetz im bürgerlichen und ideellen Leben ist fast schon gestürzt, und die Männer werden noch alle ihre Majorate einbüßen. Selbst die Tyrannen würden auf ihrem Throne zittern, wenn sie nicht wüßten, daß ihre männlichen Unterthanen nicht den Muth der weiblichen theilen. — Am schlimmsten sind jedoch die deutschen Ehemänner daran, die ihre Frauen emancipiren sollen. Wie gern thäten sie's (denn der deutsche Ehemann ist gefällig wie einer), wären sie nur selbst emancipirt. Die Frauen sollten sich einmal beim Bundestag in Frankfurt erkundigen, da würden sie schöne Geschichten erfahren, da würde es ihnen klar werden, daß ihre Männer nirgends freier sind, als unter dem häuslichen Pantoffel, und daß es mit dem öffentlichen Einfluß derselben, und sollten sie auch Stadt- oder Commerzienräthe seyn, nicht gar weit her ist. —

Unbegreiflich ist es übrigens, wie liberale Schriftsteller gegen die Emancipation der Frauen schreiben können, da wir doch wünschen müßten, daß die Frauen auch einmal an ein politisches Regiment kommen, um die Sache des Fortschrittes zu fördern. — Frauen z. B. als Abgeordnete in einer deutschen Ständekammer, und sollten sie sich auch während der Debatte mit dem Strickstrumpfe beschäftigen, würden mehr durchsetzen als die hannöversche Kammer seit Jahren. Wir könnten sicher seyn, sie sämmtlich auf den Oppositionsbänken zu finden, falls ihre Männer etwa die äußerste Rechte bilden sollten. Denn von Natur sind die Frauen liberal. — Wenn z. B. ein Finanzminister der Kammer einen neuen Gesetzentwurf zur Erhöhung der Schlacht- und Mahlsteuer vorlegen sollte, würden sich nicht die weiblichen Abgeordneten in Masse dagegen erheben, ja auf die gänzliche Abschaffung solcher inhumanen Ab-

gaben antragen, die bis in die Speisekammer einer friedlichen Familie dringen? — Würden sie sich wohl eine Kleiderordnung oder eine Luxustaxe gefallen lassen? — Würden sie, wenn sie einmal im Sprechen sind, je zugeben, daß die Kammer plötzlich durch ein königliches Patent, bis auf unbestimmte Zeit vertagt werde? — Würden sie nicht unter solchen Umständen ihre Sitzung für permanent erklären, und, wie Mirabeau, nur der Gewalt der Bajonnette weichen? — Wenn Frauen Beisitzerinnen im Obercensurcollegium gewesen wären, hätten sie nicht lieber Streckfuß's Garantieen oder irgend eine alte Hauspostille als die Schriften des jungen Deutschlands mit Interdict belegt? — Würden sinnige, weibliche Polizeipräsidenten wohl 25jährige, liebenswürdige Demagogen wegen politischer Umtriebe verfolgen? — Lauter „wohl aufzuwerfende Fragen," wie Falstaff sagt. —

Indeß hat die Sache auch ihren heiligen Ernst. Wir können das Weib nicht emancipiren, weil die Frauenwürde höher steht, als die bürgerliche Emancipation mit ihren tumultuarischen Pflichten und Vorrechten. — Die Frauen sind zu edel für das rohe Werk des emancipirten Lebens im Staate; sie sollen dem Manne die Weihe für die großen Kämpfe seiner Zeit ertheilen; aber nicht selbst, mit zarter Hand eingreifen in das Rad der Geschichte. Wir müssen der heroischen That einer Judith unsre Bewunderung zollen; doch mit Abscheu wenden wir uns ab von den blutdampfenden Händen des frohlockenden Weibes, welches eben das grausame Henkerwerk vollzogen. Aber der edle Stolz einer Cornelia wird noch den spätesten Generationen den Tribut der Ehrfurcht für eine Mutter abfordern! und noch in kommenden Jahrtausenden werden Liebende den heißen Herzschlag Juliens vernehmen, wie Shakespeares schöpferischer Genius sie gebildet, und mit Bewunderung und Rührung ausrufen: „So liebt ein Weib!"

Ein Ordenskapitel.

Die Fürsten sind die Hirten der Völker, wie schon Homer gesagt, und die Völker daher natürlich — die Schafe der Fürsten. Und die Hirten lieben sehr ihre Schafe und führen sie an einem bunten, seidnen Leitseile, damit sie ihnen nicht abhanden kommen, und die Schafe haben wiederum ihre Freude an dem artigen, in allen Regenbogenfarben schillerndem Bande und merken es nicht, daß diese Zierde zugleich ihre Fessel ist; — weil es eben Schafe sind. Es ist wunderbar, mit wie wenig ein guter Fürst seine kindlichen Unterthanen glücklich machen kann, mit einem kaum zolllangen farbigen Bändchen, das, wie eine aufbrechende Knospe, neugierig aus dem Knopfloche in die Welt hineinschaut und den Vorübergehenden und salutirenden Schildwachen zuruft: „Bemerkt ihr mich auch?“ —

Derjenige, der zuerst auf die Idee gekommen, den nagenden Ehrgeiz der Menschen mit einem werthlosen Bändchen abzufertigen, war nicht bloß ein großer Staatsökonom, sondern ein noch größerer Menschenkenner, der einen schadenfrohen tiefen Mephistophelesblick in die Nachtseite der menschlichen Seele geworfen hatte. — Wenn die Orden bloß in der Welt wären, um blasirten Kammerjunkern eine solche Auszeichnung als Ersatz für einen leeren Kopf und ein zusammengeschrumpftes Herz zu geben, so ließe sich nichts dagegen einwenden, denn warum sollte man jenen Unglücklichen das bunte Spielzeug nicht eben so gern gönnen, als jenem Wilden das Ludwigskreuz, das er an einem durch die Nase gezognen Ringe selbstgefällig zur Schau trug; aber der Jammer ist, daß auch das Verdienst um den Staat, daß die kriegerische Tapferkeit, das Genie und selbst das in Ehren ergraute Haupt dem bunten Bande nicht entgeht, und daß somit dem Orden eine Auszeichnung verliehen wird, welche die Tugend compromittirt. Daher ist der Ordensbandwurm schon eine epidemische Krankheit geworden. — Die Orden haben übrigens eine eigenthümliche Naturgeschichte, von der weder ein Cuvier etwas wußte, noch ein Oken etwas weiß. Da gibt's z. B. unten in Deutsch-

land, wo alle reißenden Thiere schon längst ausgerottet sind (höchstens hört man von angebundenen Bären), Zähringer Löwen, auf welche Legations- und andre Räthe Jagd machen, wie kühne Beduinen; da gibt's in Dänemark Elephanten, und in Preußen Adler, und dazu noch eine Gattung rothe.

Der ehrlichste aller Orden ist jedoch wohl der Hosenbandorden. Man merkt es gleich, daß er sich vor der kaltblütigen Mocquerie der Engländer, die sich nicht viel aus Bändern machen, fürchtet; daher ist sein Wahlspruch: „Honny soit qui mal y pense" gewissermaßen als eine zuvorkommende Entschuldigung gegen das Großbrittische Publikum anzusehn, wenn einmal das heilige Strumpfband seine Rolle in einer zu Ehren fremder Gäste aufgeführten Hofkomödie spielt, eine Rolle, die bei weitem unschuldiger ist, als diejenige, welche einmal ein Halsband in einer großen Hoftragödie spielte. —

Als die ersten Großkreuze sich an der Himmelspforte um Einlaß meldeten, machte Petrus große Augen und war schon im Begriff, beide Thorflügel des Himmels zu öffnen, was nur geschieht, wenn ganz absonderlich ausgezeichnete Gäste erscheinen.

„Habt Ihr's unserm Heilande nachgethan und mit dem Kreuze, das ihr tragt, die Sünden der Welt auf Euch genommen?" fragte Petrus ehrerbietig.

„Nein, wir tragen das Kreuz für unsre eignen, schweren Sünden!" antworteten die Ankömmlinge in dem üblichen Hoftone pietistischer Zerknirschung. — „So meldet Euch auf dem Fremdenbureau des Fegefeuers, hier gehn nur Gerechte ein!"

„Aber ich bin Fürstlich Siegmaringscher Hofmarschall — und ich Bundestagsgesandter zu Frankfurt am Main, — und ich Bückeburgischer Erztruchseß, — und ich erster Minister bei . . . .

„Gerade deswegen!" sagte der Himmelspförtner und schlug ihnen das Thor vor der Nase zu, nachdem er noch einen eben angelangten, mit der kupfernen Kriegsmedaille geschmückten Invaliden, der seit dem zweiten Pariser Frieden die Chausseesteine klein, und seine Hände wund geschlagen hatte, in den Himmel geschoben.

Wir können dieses feierliche Ordenskapitel nicht schließen, ohne zuvor einen höchst wichtigen Vorschlag gemacht zu haben. Warum erfindet man nicht Ordensinsignien, in denen das Verdienst derer, die damit bekleidet sind, so hinlänglich deutlich ausgesprochen ist, daß Jeder merken kann, woran der Ritter zum Ritter geworden, während gegenwärtig die mannigfaltigsten und heterogensten Verdienste und Tugenden mit einem und demselben Zeichen uniformirt sind? — So müßte z. B. ein Hoftheater-Intendant, der sich besonders um das Ballet verdient gemacht hat, ein Paar emaillirte Tricots mit Eichenlaub an einem himmelblau gewässerten Bande um den Hals tragen. Ein Minister, der — wie Harvey den Umlauf des Blutes — den „beschränkten Unterthanenverstand" entdeckt hat, dürfte — wir nehmen an, daß er 5 Fuß 7 Zoll mißt — zur Auszeichnung für seine geniale Entdeckung — sehr artig Zoll- und Fußweise mit goldnen Knöpfen und Leisten beschlagen seyn, so daß er selbst gewissermaßen den Maßstab oder den Pegel der Volksbildung sinnbildlich darstellt und zugleich, wie weit er selbst über dem Niveau der Nationalkultur hervorragt. Ein ausgezeichneter geheimer Policist aber müßte wenigstens — einen russischen Orden tragen.

Honny soit qui mal y pense.

Bücher- und andre Titel.

Menschen sollten, wie Bücher, vor ihrem ausführlichen Haupttitel noch einen sogenannten Schmutztitel führen, zum Tagesgebrauch im Verkehr mit dem Plebs, der doch dergleichen nicht zu würdigen versteht; und ihren vollständigen, sauber ausgeführten Titel für großartige Feierlichkeiten versparen. — Die Fürsten machen es schon so. Sie nennen sich im gewöhnlichen Leben schlechtweg Fürst von N. N., aber bei großen, feierlichen Gelegenheiten, z. B. wenn eine neue Steuer ausgeschrieben werden soll, dann erscheinen sie in Begleitung sämmtlicher Herzogthümer, Pfalzgrafschaften, Grafschaften, Baronien, Herrschaften u. s. w., kurz

mit allen heraldischen Wappenfeldern des großen Siegels, und machen zugleich damit ihren Unterthanen die Nothwendigkeit einer neuen Steuer plausibel, um so ausgebreitete Besitzungen, zu denen bei einigen Regenten noch das Königreich Jerusalem gehört, gut im Stande zu erhalten. — Fürstlich Flachsenfingersche Wirkliche Geheime Wasserleitungs-Inspectoren und Landes-Ober-Pumpenräthe nehmen es einem armen Teufel, der wenig Zeit und ein schlechtes Gedächtniß hat, ganz und gar übel, und hängen ihm am Ende noch einen fiskalischen Injurienproceß an, wenn er sie schlecht weg Pumpenräthe nennt.

In keinem Lande gedeihen neben den Beamtentiteln auch noch die Journal- und Büchertitel so vortrefflich, als auf der fruchtbaren Erde unsres lieben Deutschlands. Das Ausland könnte sie als merkwürdige exotische Gewächse in seinen Treibhäusern, wenn auch nicht zum Nutzen, doch zum Vergnügen ziehen. — Sollte nicht ein Franzose meinen dürfen, daß ein Königlich Preußisches Intelligenzblatt wenigstens die ausgezeichnetsten Abhandlungen der Akademie veröffentliche, um als höchstes Organ die vielgerühmte Königl. Preußische Intelligenz würdig zu repräsentiren, und daß Schelling, Ritter und Savigny Mitarbeiter an diesem Journale wären? — Müßten sie nicht unter einem „Intelligenz-Rendanten" wenigstens den Minister des Cultus und der geistlichen Angelegenheiten, der die Cassenbücher der Wissenschaften führt, verstehen, und sich dann doch noch über den bizarren Titel wundern? Was würde aber der Franzose dazu sagen, wenn er in Erfahrung brächte, daß ein Preußisches Intelligenzblatt nichts weiter sey, als eine löschpapierne Anstalt, in welcher Ehebetten, Särge und Wiegen öffentlich gegen Insertionsgebühren ausgestellt werden müssen, wenn sie überhaupt für die Oeffentlichkeit bestimmt sind, und an welches jedes Waarenschaufenster seine englische Fenstersteuer zahlen muß? — daß der „Intelligenz-Rendant" den Kassirer, und die „Intelligenz-Rendantin" dessen Frau bedeute, wenn er mit einer solchen begabt seyn sollte? — Wird ein Ausländer wohl diese

chinesische Tollheit, und wenn auch Methode darin ist, begreifen können? —

Daß übrigens die Titel der Männer in ihrem ganzen Umfange auf die Frauen übergehn, selbst wenn sonst die Gütergemeinschaft in dem Ehecontract ausgeschlossen ist, kann als eine zarte sinnige Huldigung der Frauen angesehen werden, die dem ritterlichen Charakter der Deutschen Ehre macht. — Ein Doctor der Weltweisheit legt seiner Gattin ehrfurchtsvoll den Doctorhut zu Füßen und läßt sie die lateinischen Früchte seiner gelehrten Dissertation pflücken; und mehr als ihrem Manne sieht man jeder Frau Professorin das stolze Kathederbewußtseyn an. — Am auffallendsten machen sich freilich die richterlichen und militairischen Titel, welche vom Manne auf die Frau übergehn. Sollte man nicht glauben, daß eine Kriminalräthin die 222 Artikel der Halsgerichtsordnung Kaisers Karl V. am Schnürchen aufzusagen wüßte, und daß sie anstatt Taschenbücher für „Liebe und Freundschaft" nur Hitzig's Annalen oder Feuerbach's merkwürdige Kriminalfälle lies't? — Und was soll man nun gar zu einer Frau Generalquartiermeisterin sagen? — Argwöhnische Ausländer könnten vielleicht aus diesen Erscheinungen die Pantoffelherrschaft der deutschen Frauen demonstriren wollen; aber alle deutschen Männer werden ihnen sagen, daß sie sich irren. —

Uebrigens entspringt die deutsche Titelwuth kaum mehr aus der kleinlichen, germanischen Ehrsucht, als sie auf der Folie der angebornen, gedrückten Volksbescheidenheit (wie wir's gelinde nennen wollen) ruht. — So schreibt der niedrigste Engländer, in dem stolzen Bewußtseyn seiner **Habeas-corpus**-Acte, sein Ich mit einem eben so großen I wie ein deutscher König; denn eben so gut wie dieser hält er sich für den Mittelpunkt der Schöpfung, um dessentwillen der liebe Gott die Ceder wie das Ysop wachsen, und Sonne, Mond und Gestirne täglich auf- und untergehn läßt; dem zu Gefallen die Sphären tanzen und musiciren, und für den eben so gut als für den Herzog von Wellington und den Lordmayor die englische Nationalschuld contrahirt worden ist. — Der deutsche Philister

mit seiner Krämertimidität verschluckt lieber das Ich in Briefen an Distinguirte ganz und gar, und stolpert rückwärts, eben so devot als komisch ungeschickt, unter vielen Betheurungen der Ehrfurcht und des Gehorsams gegen Sr. Wohl-, Hochwohl- und Hochgeboren, die Respectstreppen und Strickleiter am Ausgange seines Briefes hinunter, bis an den äußersten Rand des Papieres, allwo sein unterthänigster Name sich blöde zusammengekauert hat. — Der geistesstarke Fichte wollte seine Nation zum Bewußtseyn ihres Ich's erheben; aber er fand Deutsche! —

Eben so titelsüchtig als die deutschen Individuen sind auch die deutschen Bücher geworden. Mancher moderne Schriftsteller feiert den glänzendsten Triumph seines Genius, nicht in seinem Buche selbst, sondern in den sprühenden Schwärmern und Kanonenschlägen seines Titelblattes. Da nun ein großer Theil der deutschen eleganten Lesewelt die meisten Bücher nur dem Titel nach kennt und bespricht, so kann ein origineller Titeldichter sehr zu Ehren kommen, wenn sein Buch auch sonst nichts weiter enthält — als Seiten und Blätter. — Wir knüpfen hieran den gewiß sehr practischen Vorschlag, daß der deutsche Bund, zur Sicherung des literarischen Eigenthums, nur die deutschen **Büchertitel** unter seinen besondern Schutz gegen jeden Nachdruck nehmen möge, während er den Inhalt selbst den literarischen Freibeutern preisgeben dürfte. Es müßte keinem Menschen erlaubt seyn, den Titel eines Buches wie; „Narrenquarantäne, Semilasso, Tutti Frutti, Caucan eines deutschen Edelmannes“ u. s. w. oder den einer Vorlesung, wie z. B. „literarische Donquixotes-Turnire“ oder „Variationen über beliebte National- und Zeitmelodien“ nachzudrucken, wenigstens nicht innerhalb fünf Jahren, eine Schutzfrist, die auch patentirten Kaffeemaschinen von einem hohen Ministerium zugesichert zu werden pflegt. Den **Inhalt** seines Buches jedoch sollte kein Schriftsteller als sein literarisches Eigenthum reclamiren können. Denn wir alle, die wir schreiben und lesen, leben und weben in einem Meere von literarischen Traditionen, und willkührlich oder unwillkührlich werden wir Gedankendiebe oder Diebeshehler.

In jeder Stunde unsers geistigen Lebens athmen und schlucken wir verflüchtigte Reminiscenzenatome scheffelweise ein, und glauben etwas Großes und Originales geleistet zu haben, wenn wir sie löffelweise wieder von uns geben. — Die Gedanken können keine neuen Krystallisationen mehr anschießen. Fast haben sich Sprache und Intelligenz in allen ihren Bildungen schon erschöpft, und selbst in dem kühnsten Spiele zusammengewürfelter Denk- und Sprechcombinationen bringen wir keine neuen Figuren mehr heraus. — Die Intelligenz hat von der Vergangenheit so ungeheuer viel geerbt, daß sie ihre schönsten Kräfte aufreiben muß, um nur einigermaßen das unermeßliche Kapital zu ordnen und unterzubringen. — Unser literarisches eisernes Vieh hat das frische Grün und die duftenden Frühjahrskräuter auf den Gemeinwiesen des Geistes wie der Phantasie, wenn nicht bereits ganz abgeweidet, doch wenigstens platt getreten, so daß deutsche Schriftsteller schon zufrieden seyn müssen, wenn sie für ihren mobilen geistigen Viehstand Heu genug zur Stallfütterung finden.

Die Musen aber, die mit gutmüthigem Lächeln den großen Homer bisweilen schlafen ließen, werden um so nachsichtiger seyn mit dem Rhapsoden, und das letzte landwirthschaftliche Gleichniß dieser Variation freundlich verzeihen.

Juste milieu.

Buridans Esel, der zwischen zwei Heubündeln verhungerte, weil er unschlüssig war, nach welcher Seite er zuerst einbeißen sollte, war doch viel klüger als das juste milieu, das auf der einen Seite einen Heubündel sieht und auf der andern keinen, und doch verhungert, weil die goldne Mittelstraße zwischen Nichts und Etwas die beste seyn soll. — Es giebt keine ärgere Lästerung des göttlichen Geistes als jenes so viel gepriesene juste milieu, die Religion der Urphilister und Hermaphroditen. Sie haben weder die Kraft Böses zu thun, noch Begeisterung für das Edle. Die Nacht schreckt sie, mit ihrer dichten Finsterniß, und der Tag blen-

det sie mit seiner Helle. Sie können weder Adler seyn, die der Sonne entgegenkreisen, noch Nachtraubvögel; nur im Zwielicht fliegen sie ihren niedrigen Fledermausflug. — Wenn eine weltliche Gerechtigkeit auf Erden existirte, so hätte das juste milieu wegen geistiger Impotenz schon längst unter Curatel gestellt werden müssen. — Giebt es z. B. wohl etwas Unsinnigeres, als folgende Kinderlehren aus dem Katechismus der rechten Mitte:

„Ich will nicht ganz klug; aber ich will auch nicht ganz dumm seyn! Ich will nicht Knecht, aber ich will auch nicht ganz frei seyn! Ich will nicht ganz gesund; aber ich will auch nicht ganz krank seyn!" — Ist denn nicht der dumm', der nicht ganz klug ist? — Ist nicht der ein Knecht, der nicht ganz frei; nicht der krank, der nicht ganz gesund ist? — Sie nennen den jungen Enthusiasmus für Wahrheit und Freiheit übertrieben, als ob man die Wahrheit und die Freiheit zu sehr lieben könnte!! — Freilich sie können weder lieben noch hassen. Ihr Herz schlägt gerade in so vielen abgemessenen Pulsen, als die Sekundenuhr der Physiologie vom Leben verlangt. Nie röthet die Freude über ein neues Hoffnungsgestirn, das über die gedrückte Erde aufgeht, ihre Wange, nie der schmerzliche Zorn über die Despotie, unter deren Händen eben ein für seine Freiheit gefallenes Volk ausröchelt! — Die Anhänger des juste milieu rühmen oft von sich, daß sie über allen Parteien ständen, ja, allerdings; aber in ihrem Sinn sollten die Kretins noch höher stehen. — Wahrlich! Nicht die erbitterten Feinde der Freiheit halten diese in ihrem Weltgange auf; sie finden sich doch wie Männer auf dem Schlachtfelde ein; und sollten auch die Streiter für das heilige Palladium der Völker, für einen Augenblick erliegen, so hören sie doch die eisernen Würfel klingen, und brauchen sich nicht zu schämen von einem Feinde besiegt zu seyn, der ein tapfres, scharfes Schwert und keine hölzerne Waffen führt; die Legion der Freiheit wird, geübt und gekräftigt in einem solchen Kampfe, endlich eine unüberwindliche werden. — Aber ist es nicht ein Jammer, wenn auf dem offnen Weltmeere das Schiff der Freiheit an der Austerbank des juste milieu scheitert? —

Denn das juste milieu kann sogar imposant werden, durch die träge Masse, die es den Fortschritten des geistigen wie politischen Lebens entgegen wälzt. — Kein Herakles wird aufstehn, der den Augiasstall der Zeit vom juste milieu reinigt. Aber das ist auch keine Arbeit für einen Halbgott — der Muth und das Schwerdt eines Sir John Falstaff genügt, um die steifleinenen Philister der rechten Mitte, auch „in der Mitte,“ wie er sich einst nach dem Ueberfall bei Gadshill rühmte, „auseinander zu sprengen,“ wenn ihm diese Ritterthat nicht zu ekel erscheinen sollte.

Hoffnung.

Es ist wunderbar, daß noch nirgends ein Finanzminister darauf gekommen, die Hoffnung, das Salz des Lebens, ohne welches unser Dasein ganz ungenießbar wäre, als ein Regal zu besteuern. Denn es ist ganz erstaunlich, was die Völker, besonders die gedrückten, jährlich an Hoffnung consumiren. Vorzüglich in Deutschland verbraucht das Volk täglich so viel, daß es ein wahrer Luxus ist. — Freilich nimmt der Staat schon in seinen Lotterien die jährlichen Zinsgroschen von den Hoffnungen seiner Unterthanen, aber was er an dem grünen Spieltische von den armen und reichen Pointeurs gewinnt, reicht kaum aus als Taschengeld für seine kleinen Zerstreuungen. — Man sieht augenscheinlich, daß unsre Financiers blind genug sind, die ergiebigsten Goldminen unbebaut, ja unbeachtet liegen zu lassen. Sie reiben sich verzweifelt die Stirne, um die unpopulärsten Abgaben zu erklügeln, die das Volk verdrießlich und sogar aufrührerisch machen, während sie bei einer Hoffnungssteuer die freundlichsten Gesichter von der Welt zu sehn bekommen würden, da ein Hoffender ein Glücklicher ist, und der Glückliche gern mit vollen Händen giebt. Und dann, wie viel poetischer würden sich bei einer solchen Abgabe die Combinationen zwischen ihrer Erhebung und Anwendung gestalten, während gegenwärtig von irgend einem Grübler, der über den Staatshaushalt

calculirt, sich gar ironische Zusammenstellungen machen lassen. — Wenn man z. B. annimmt, daß ein von der Hundesteuer eingegangner Thaler für den Etat des Hoftheaters mit verbraucht wird, so könnte ein solcher grübelnder Mephisto behaupten, daß der Mops einer alten Jungfer in einem Grenzprovinzialstädtchen in einer unabweislichen Beziehung zum Hoftheaterintendanten und zu den graciösen Pirouetten einer Taglioni oder Fanni Elsler stände, somit auch zu Rellstab, somit zum ganzen kunstsinnigen Publicum der Hauptstadt. Wie viel weniger boshaft gestaltet sich eine solche Zusammenstellung, wenn man etwa annimmt, daß ein armer Candidat des Predigtamtes seine Hoffnung auf eine bald vacante Kanzel mit einem Beitrage zu Tricots für das Corps de Ballet richtig versteuert habe! darin ist doch noch, wenn gerade kein erbaulich dogmatischer, doch ein ästhetischer Zusammenhang! — Man würde natürlich bald auch eine wissenschaftliche staatsökonomische Theorie der Hoffnung aufstellen müssen, wie man in neuster Zeit sogar eine Wissenschaft des Gewissens entdeckt hat, als Gegengift gegen alle radicale, auf wirkliches Wissen gegründete Wissenschaftlichkeit!! — Auch müßten, was ja immer ein Glück für den Staat ist, für das Ressort der Hoffnung ganz neue Beamtenbranchen creirt werden, z. B. Hoffnungsrendanten, Hoffnungsräthe und Hoffnungscontrolleure, welche wie die Branntweinbrennereien, so auch alle Hoffnungssteuerpflichtigen besuchen, und das Maischquantum der Hoffnung registriren. — Um einer später zu ernennenden Commission, welche über die Uniformirung dieser neuen Officianten sich zu berathen hat, ihre Arbeit zu erleichtern, möchten wir unmaßgeblich vorschlagen, daß die grüne Livree, welche die Hoffnung seit Menschengedenken mit Russen und Gendarmen gemein hat, beibehalten werde und daß die Hoffnungsräthe, nach Art der Lootsencommandeure, einen Kragen mit goldgesticktem Anker tragen könnten. — Sollte man unserm Plane über die neu einzuführende Hoffnungssteuer etwa den Einwand machen, daß gerade die Aermsten, unter den Völkern sowohl als Individuen, am meisten Hoffnung consumiren und einen großen Luxus damit treiben, daß es aber

mathematisch unmöglich sey, von der Armuth eine klingende Steuer einzutreiben, so müssen wir freilich einen solchen Einwand anerkennen; aber zugleich bemerken, daß dieser nur der einzige ist, der sich gegen unser Finanzproject aufbringen läßt.

Ach, indem wir so mit der Hoffnung spielen, sind wir selbst ihre schwärmenden Narren. Allein, wäre unser Leben ohne diese Narrheit wohl etwas andres, als ein langsames Sterben unter der Luftpumpe des klugen Realismus, der an nichts glaubt, als was er tastet? — Nein, wir wollen stets vom ganzen Herzen die Hoffnung lieben, wie sie uns liebt; wir wollen sie nicht verlassen, wie sie uns nicht eher verlassen wird, als bis die Lippe das letzte, gebrochne Wort stammelt. — In der Kindheit ist die Hoffnung unsre Großmutter, dann sitzt sie an unsrer Wiege und erzählt uns die goldnen, klingenden Mährchen aus dem Lande der Feen, und lullt uns lächelnd in den Schlaf, um uns ihrem Bruder, dem Traume, in die liebenden Arme zu legen. Und dem Greise erscheint sie wieder als rosige Geliebte, und erzählt ihm die Mährchen seiner eignen vergessenen Jugend. Darum auch werden die Greise wieder kindisch, und sehnen sich zurück nach dem bunten Spielzeuge ihrer ersten Wiege, bis man sie in ihre letzte legt. —

In dem kurzen Wonnemond unsres Daseins baut uns die Hoffnung ihre Regenbogenbrücke über die tiefen Abgründe des Lebens. Dann spielt sie neckisch in den wachen- und Schlafträumen ihrer lieben Menschen mit goldnen Kronen und dem Siegesschwerte des Dictators, dem Griffel eines unsterblichen Dichters, mit Lorbeeren und blühenden Myrthenkränzen. Dann winkt sie dem in's Weite sich hinaussehnenden Jüngling lockend ihren Gruß zu von jedem blauen Berge, der am Horizonte dämmert, und der verschämten Jungfrau flüstert sie in's Herz: „Er liebt dich!" —

Allein die unabweisliche tyrannische Prosa des bürgerlichen Lebens greift bald mit ihren eisigen Händen in unsre lachenden Hoffnungsträume hinein, und der Regenbogen zerfließt an dem nachtgrauen Himmel, wie alle die glänzenden Dinge, die uns das Traumbild gezeigt; und der blühende Myrthenkranz verwandelt sich

oft in einen welken Cypressenkranz auf dem Grabe eines lieben Todten! —

Mit den schmerzlichen, blutigen Opfern, welche der Jugend die Weihe des Mannes ertheilen, flieht die freundliche Poesie unsrer Träume für immer, wir werden dann die Spießbürger und Stammgäste der Hoffnung. Dann hoffen wir von Superintendenten, Königen, den Waisenknaben am Glücksrade, von verhagelten Erndten, steigenden Coursen, und dgl. die Existenz unsres Lebens, und noch etwas darüber, zum Zurücklegen; dann hoffen die Frauen auf heitere, sonnige Tage — bloß weil sie große Wäsche haben.

Das bürgerliche Leben, mit seinen mannigfaltigen Existenzansprüchen, macht uns zu soliden Narren der Hoffnung, die so freundlich ist, auch der Prosa unsres Erdenwallens nicht stolz den Rücken zu kehren.

Voltaire sagte einmal, daß unsre Erde am Ende nichts weiter sey als das Narrenhaus des Universums, und gewiß, wenn wir uns nur für einen Moment der Millionen von fixen Hoffnungs-Ideen bewußt werden, an welchen Millionen Menschen, wie die Marionetten einer Puppenkomödie, in Bewegung gesetzt sind; wenn wir sehen, mit welcher Hast und welchen Opfern wir Weltbürger ein Ziel verfolgen, das als Schattenbild immer mit uns flieht, und das wir selten oder nie erreichen, dann müssen wir uns wahrlich auf unsrer Erde, wie in einem Bedlam vorkommen.

Greifen wir nur gerade hinein in's volle Menschenleben, und holen uns einige Exemplare unsrer Welt- und Bedlamsgenossen heraus, um sie und ihre Hoffnungen zu betrachten, denen sie ihr ganzes Dasein willig geopfert haben.

Wir leben in einem Militärstaate, es ist daher nicht zu verwundern, daß wir bei dem ersten Griffe in's Leben einen Lieutenant herausziehen. Ach, wir sehn an seinem Epaulet, er ist noch Secondelieutenant, obgleich das Haar schon zu grauen beginnt und die Stirne Runzeln schlägt, die einem alten Stabsofficier Ehre machen könnten. Er dient auf Avancement, d. h. auf Hoffnung. Länger als ein viertel Jahrhundert hofft er nun schon vergebens auf das

Premierlieutenantspatent; fünf und zwanzig mal ist zu Berlin der Einzug in Paris mit militärischen Avancements gefeiert worden; aber 25 mal wurde der 31. März für unsern Lieutenant zum 1. April. Aus den blauen Couverts der Berliner Cabinetsordres ließ sich für ihn kein heiteres Loos ziehen. — Drei mal ist die Cholerafeuche durch das Land gezogen; aber die Vordermänner standen fest und stehn noch. — Astronomen haben berechnet, wie viele Hunderte oder Tausende von Jahren ein Fixstern brauche, bis sein Licht unsre Erde trifft. Wenn wir indeß das Leben eines Lieutenants, das wir mit dem Psalmisten auf siebenzig und wenn's hoch kommt auf achtzig Jahre festsetzen wollen, mit dem Leben des Universums vergleichen, so dauert es nach Verhältniß doch unendlich viel länger, bis das erste Sternchen sich auf das Epaulet eines Secondelieutenants niedersenkt.

Und diesen Aussichten opferte einst ein junger, blühender Mann seine Freiheit, seine Liebe (denn Secondelieutenants müssen wie katholische Geistliche im Cölibat leben, und können nur in außerordentlichen Fällen Dispens von Berlin erhalten) und sein Leben selbst, das er fristen muß mit dem frugalen Lieutenantstractamente, einer Summe, die man ihm gern, wie den Spartanern, in eiserner Münze auszahlen dürfte, ohne ihn besonders durch die Masse zu beschweren. Das aber nennt man auf Avancement, d. h. auf Hoffnung dienen! —

Jener verkümmerte, arme Dichter fühlt die Dornenkrone kaum, die das Schicksal ihm mit ehrner Hand auf das Haupt gedrückt; wird doch der Lorbeerkranz, der ihn einst schmückt, sich um so schöner auf der wunden Dichterstirne ausnehmen! — Er kann lächeln, wenn die vor Kälte erstarrten Schreibefinger, seiner Phantasie den Dienst aufkündigen; er kann selbst seinen Hunger belächeln, der ihn, wie ein Richard Savage nnd Thomas Chatterton bis zu den Höhen seines Olymps verfolgt, denn er hofft unsterblich zu seyn, wenn er den letzten Federzug an seiner großen Dichtung gethan! Aber er thut seinen letzten Athemzug vor diesem und doch stirbt er lächelnd, in der Zuversicht, daß die göttlichen Spuren seines Genius der Nachwelt nicht verloren gehn werden. Das geliebte Schmerzens-

kind seiner Hoffnungen aber, wird zerrissen von kalten, geschäftigen Krämerhänden! —

Doch wozu einzelne Bilder hier aufführen? — Sind wir doch alle Candidaten der Hoffnung, die auf Avancement dienen, und die lange, lange vergebens auf den Stern warten, der sich auf uns niederlassen soll, der aber vielleicht nie erscheint? — Machen wir doch alle gemeinschaftlich die Fahrt durch's Leben, in einem und demselben Narrenschiffe, genannt: die Hoffnung; und wir landen nur mit unsern Todten, um sie auf den Friedhof auszusetzen, und einen goldnen Spruch der Hoffnung auf ihren Grabstein zu meißeln! —

So wie die einzelnen Individuen, so sind auch die Völker die Narren der Hoffnung, und unter diesen die Deutschen die größten. Die Hoffnungszähigkeit der Deutschen ist wirklich wunderbar, und es erscheint fast, als ob ihnen jede erfüllte Hoffnung leid wäre, weil sie dadurch um eine ärmer würden; noch wunderbarer aber ist es, an welche Erscheinungen sie ihre sanguinischen Hoffnungen knüpfen. Die Deutschen leben immerwährend in einer Sylvesternacht, in welcher, nach ihrer Meinung, eine trübe, abgelebte Vergangenheit ihr Auge schließt, und eine vielversprechende Zukunft ihr Kindesauge heiter lächelnd aufschlägt. — So oft ein Jahr oder ein Jahrhundert stirbt und geboren wird (und das geschieht in jeder Minute), sinken sie sich gerührt in die Arme und küssen sich und trinken viel Punsch und rufen: „Pereat das Alte, es lebe das Neue!“ — So oft im genealogischen Kalender eine neue, kleine Veränderung eintritt, fahren sie ganz und gar aus ihrer Werkeltagshaut in ihre besten Festkleider, und gehn Mittags auf die Wachtparade und Abends in's Theater, und sind vor Enthusiasmus so confus, daß sie nicht einmal wissen, ob Mozart's **Titus (La Clemenza di Tito)** oder Victor Hugo's: **Le roi s'amuse** aufgeführt wird. — Sie glauben auch, die Schlange der Zeit häutet sich, so oft die Armee eine alte Uniform ablegt, um eine neue anzuziehen.

Die deutsche Hoffnung hat mehr Industrie, als der deutsche Handelsgeist. Sie weiß aus Allem etwas zu machen. So weis-

sagt sie aus dem Ausbau des Kölner Domes die Regeneration Deutschlands, und wenn irgendwo eine neue Frohnveste, mit einer byzantinischen Façade errichtet oder das Bild eines Königs, zum Behufe knieend zu halten werdender öffentlicher Abbitte, von einem Hofmaler gemalt wird, datirt sie von diesen Phänomenen neue hoffnungsvolle Phasen der Kunst. — Gegenwärtig hat das deutsche Hoffnungsbureau wieder eine Commandite auf den Chathamsinseln angelegt, und die armen Schulkinder werden sich schon mit den Antipoden in der vaterländischen Geographie befreunden müssen. — Der Absolutismns, der immer fürchtete, daß die Deutschen für die blutige Saat, die sie auf den Schlachtfeldern des sogenannten Befreiungskrieges einst ausgesäet, auch die Hoffnungserndte einfordern würden, ist es sehr zufrieden, daß sie sich kindlich mit der schönen Aussicht begnügen, die sie aus ihrem Kerker haben! —

Freilich, in gewissen Momenten kommen die Deutschen zur Besinnung, und dann finden sie mit Bestürzung, daß ihr Hoffnungsbudget keinesweges so genau auf Heller und Pfenning stimme, wie das auf zwei Seiten veröffentlichte Budget des preußischen Staatshaushalts! —

Die Zwiebel, die man nach Jahrtausenden in der Hand einer ägyptischen Mumie gefunden, keimte grün und lustig auf, als man sie in frische, deutsche Erde gesetzt.

Deutsche Mumie, nach wie vielen Jahrtausenden werden deine Hoffnungen so grün und lustig aufschießen, wie jene Zwiebel aus den Zeiten der Pharaonen? —

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Walesrode, Ludwig,

Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unserer Zeit Vier öffentliche Vorlesungen

Königsberg 1842

P.o.germ. 1554 ty
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10122692-8